

DIE FACKEL

Nr. 251—52

WIEN, 28. APRIL 1908

X. JAHR

Zwischenfälle im Vatikan.

Zuerst las man zwei Notizen nebeneinander: »Ostern im Vatikan« und »Ein Zwischenfall im Vatikan«. Ein gesperrt gedruckter Name in der ersten Notiz unterrichtete augenblicklich darüber, wie die Ostern im Vatikan gefeiert wurden. Der Papst empfing nämlich österreichische Pilger, und wer, glaubt man, hat den Dolmetsch gemacht? Ein päpstlicher geheimer Kämmerer natürlich. Und wie heißt er? Lippay. Conte Lippay. Er »weilt« seit einigen Tagen in Rom, um wieder ein Bild des Heiligen Vaters zu malen. Ich nahm also ursprünglich an, daß sich darauf die Meldung von dem peinlichen »Zwischenfall im Vatikan« bezog. Aber tiefer, unten war tatsächlich von einer anderen Religionsstörung, die den Gläubigen Ärgernis gab, die Rede. Die zweite Affäre hat sich inzwischen entwickelt und zu einer europäischen Sensation ausgewachsen. Die erste finde ich schlimmer. Denn daß der Herr Professor Feilbogen, dessen wissenschaftliche und bürgerliche Harmlosigkeit von der ruhigeren klerikalen Publizistik anerkannt wird, daß auch seine in der Sixtinischen Kapelle überflüssige Schwägerin, deren Ungeübtheit im Empfangen der Kommunion das Malheur verschuldet hat, nach Rom nicht mit der Absicht kam, ein Sakrileg zu begehen, kann wohl nicht bestritten werden. Es ist eine Infamie sondergleichen, auf einen Mann, dem bloß die Taktlosigkeit zur Last fällt, sich um den Einlaß zur Ostermesse bemüht zu haben, oder der vielleicht gar nur das Opfer weiblicher Sensationsläufigkeit ist, die Erbitterung der gläubigen Menschheit zu laden. Daß er die Redakteure des 'Deutschen Volksblatts' um Verzeihung bittet und reuig seine Konvertierung anbietet, und daß das Professorenkollegium, dem er angehört, schleunigst eine Kundgebung gegen ihn beschließt, ist nur ein trister Beweis dafür, wie hierzulande die Politik den Charakter verdirbt. Und peinlich genug ist auch die Schilderung, die dieser Romfahrer vor der Königin der Wiener Journalistik entwirft. Man vergleiche nur, was Mortimer der 'Neuen Freien Presse' und was Feilbogen der Maria Stuart berichtet:

Die Osterreise nach Rom war für mich die Erfüllung einer jahrzehntelangen Sehnsucht nach dem Erlebnis, das antike und künstlerische Rom aus eigener Anschauung kennenzulernen ... Der Ostermesse des Papstes als Zuschauer beizuwohnen, gilt als besonders hohes Erlebnis und wird von Fremden sehr ange-

In schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerscharen wimmelten die Wege,

strebt ... Im Augenblicke unserer Ankunft gerieten wir, ehe wir viel überlegen konnten, in einen Zug hinein, der sich zwischen den Bänken der Kapelle bewegte und uns nach vorne trug ... Von der imposanten Feierlichkeit der Handlung inmitten eines wahrhaft illustren europäischen Publikums und dem erdrückenden Ehrfurchtsgefühl, in der unmittelbaren Nähe des unter herrlichen Chorgesängen pontifizierenden Oberhauptes der weltumfassenden Kirche, kann sich niemand eine Vorstellung machen, der etwas Derartiges nicht erlebt hat. Und schon wendete sich der Heilige Vater mit zu ...

... Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge ...
Wie ward mir, Königin!
... Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie ...
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun Der Kirchen trat ...
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen,
O, was ist Goldes, was Juwelen Schein
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Der Treffliche ließ selber sich herab ...

In Wahrheit war Herr Dr. Feilbogen, der Professor an der Exportakademie ist, wirtschaftspolitischer Studien halber nach Rom gekommen, und ein heilloses Mißverständnis hat es verschuldet, daß er sich in beruflichem Über-eifer an die Kommunionbank herandrängte. Dies ist aber auch die ganze Schuld, die ihn trifft. Sein weiblicher Anhang mag seinen Irrtum mißbraucht und der eigenen Neugierde dienstbar gemacht haben. Von der Absicht, ein Sakrileg zu begehen, kann nicht die Rede sein. Wenn die katholische Christenheit, die immer den größten Wert auf die Verletzung ihrer Gefühle legt, durchaus ein Ärgernis nehmen will, so halte sie sich an den anderen Zwischenfall im Vatikan. Der Papst ist durch den Verkehr mit dem Maler Lippay daran gewöhnt, das israelitische Element in der Sixtinischen Zelle vertreten zu sehen; es ist ganz ausgeschlossen, daß ihn das Benehmen der Familien Feilbogen und Zwack überraschen konnte. Aber die wahren Gläubigen werden die Ungeschicklichkeit einer Frau, die in der freudigen Erwartung eines Wiener Jourtratsches die heilige Handlung störte, viel glimpflicher beurteilen als die Tatsache, daß der heilige Vater unaufhörlich vom Conte Lipschitz aus Pilsen gemalt wird, der es noch dazu absichtlich tut. Auch dem in der Andacht versunkenen Katholiken könnte es passieren, daß er angesichts der vatikanischen Reklame eines absolut talentlosen Malers eine Geste macht, die in der entstehenden Verwirrung als Ausspucken gedeutet wird. Selbst Mortimer, der vordem »nie der Künste Macht gefühlt« hat, hätte von der »Gestalten Fülle,

die verschwenderisch aus Wand und Decke quoll«, nicht entzückt sein können, wenn sie schon damals der Herr Lippay geschaffen hätte. Es reißt einem doch schließlich die Geduld, wenn man lesen muß, daß sogar jener Papstmesse, in der die Affäre Feilbogen sich zutrug, »zahlreiche Mitglieder der österreichischen Aristokratie, Graf Goluchowski, Fürstin Orsini, Gräfin Metternich, Gräfin Hoyos und Conte Lippay beiwohnten«. Wenn der dabei ist, kann die Frau Zwack auch dabei sein. So mag sie gedacht haben. Denn sie wußte, daß der Papst abgehärtet ist.

Karl Kraus.



Sittlichkeit und Kriminalität.

Indem ich eine in der Münchener Halbmonatsschrift 'März' vom 15. April 1908 enthaltene Besprechung meines Werkes in der 'Fackel' abdrucke, begehe ich einen Akt der Notwehr. Keine Zeitschrift sonst, kein Tagesblatt hat bis heute von dem Erscheinen meiner Ausgewählten Schriften Notiz genommen. Der Publizität der wenigen Besprechungen, die zu erwarten sind, muß ich für eine österreichische Öffentlichkeit, die sonst wahrscheinlich keinen Ton über meine Bücher vernähme, buchstäblich Nachdruck geben. Dieses Beginnen lockt mich umso mehr, als es zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Es wird die Nachrede der Eitelkeit, den bequemsten Vorwurf der Flachsichtigen, reizen, aber wohl auch, mit einem Blick auf die Tatsache, daß der Verfasser der von mir selbst angeführten Rezension ein Kamerad ist, den Vorwurf der Kameraderie. Denn für das Urteil des Durchschnitts bedeutet es ein und dasselbe, daß das Theaterstück eines Redakteurs von einem Kollegen gelobt wird, und daß eine Sache, gegen die sich die vereinigte Publizistik aller Richtungen verschworen hat, von einem Schriftsteller anerkannt wird, der sich zu ihr durch Mitarbeit bekannt hat. Wenn es viele nicht verstehen werden, daß hier Befangenheit erst zum Urteil berufen macht, so wird mir dies ein Ansporn sein, nicht nach ihrem Geschmack zu handeln und den Urteilen, die Freunde über meine Bücher niederschreiben mögen, immerzu die Wiener Publizität zu ersetzen. Wer gegenüber der Feigheit, die vor dem Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« Reißaus nimmt, den Mut hat, zu ihm zu stehen, kann sich auch dem törichtesten Verdacht einer Gefälligkeitshandlung aussetzen, und ich für meine Person sehe nicht ein, warum ich verpflichtet sein sollte, in das Totschweigen der Presse über mich einzustimmen. Daß die Wiener Publizität ausnahmsweise von ihrer Gepflogenheit abgehen werde, persönliche Kränkung durch Ignorieren einer Sache zu rächen, an der das gute Gewissen nicht vorüber kann, habe ich nicht erwartet. Wären es nicht Ignoranten von Beruf, sie würden dem Erscheinen dieser Bücher einige Aufmerksamkeit schenken. Wären sie nicht talentlos, sie ließen wenigstens ihren Haß sprechen. So weiß ich denn, daß ich nur von mir selbst und meinen Freunden einige Hilfe zu erwarten habe. Ich weiß aber auch, daß die Zeit kommen wird, wo sich die nicht schämen müssen, die über diese Bücher in der Öffentlichkeit ein Wort gesprochen haben.

*

Karl Kraus, der Herausgeber der in Wien erscheinenden Revue 'Die Fackel' welche — obwohl sie es als schärfstes Spiegelbild österreichischer Kultur und Unkultur verdiente — wie alles Geistige made in Austria in Deutschland nur wenig Beachtung findet, hat sich, von Freunden und Verehrern gedrängt, entschlossen, die in den Heften seiner Zeitschrift eingesargte Stilkunst und Gedankenarbeit von neun Jahren auferstehen zu lassen, sie von nebenläufiger Polemik und vom stofflichen Interesse des Tages zu reinigen und in Buchform umzugießen. Diese Flucht aus dem engen und verkleinernden Leserhorizont der Wiener Gemütlichkeit in die breite Öffentlichkeit des deutschen Lesepublikums wird hoffentlich recht vielen Gelegenheit geben, einen Schriftsteller kennenzulernen, von dem sie bisher nur vom Hörensagen wußten, daß er ein boshafter Witzbold sei. Kraus besitzt nämlich auch die Gabe des Witzes, die sich für ihn als Danaergeschenk erwiesen hat. Er hat vor ein Dutzend Jahren in etlichen Aufsätzen und Broschüren eine Anzahl guter und beißender Witze gemacht, die — mit Ausnahme der Betroffenen — von toute Vienne belacht und mit inniger Schadenfreude genossen wurden. Damit war er aber auch ein für allemal katalogisiert; und was immer er nun schreiben mochte, man suchte nur nach den Witzen. Seine innerliche und schriftstellerische Persönlichkeit hat sich im Lauf der Zeit völlig verwandelt, er ist längst über die Sphäre bloßer Witzigkeit hinausgewachsen, aber hierzulande läßt man ihn nur als Witzbold gelten. Er könnte plötzlich die Welträtsel lösen, man hielte es doch nur für eine unnütze und unerquickliche Abschweifung von seiner eigentlichen Aufgabe, ätzende Witze zu machen. Es gibt nun allerdings einen Witz, der aus tragischem Grunde erwächst, aus der Erkenntnis der Ohnmacht des Vereinzelten gegen die Übermacht der kompakten Dummheit, und solcher Witz der Verzweiflung wird zuletzt so scharf und schneidend, daß seine Spitze an der Dickhaut des Philisters abbricht. Solcher Witz ist dem Ernste so verwandt und so mit ihm verwoben, daß der Dummkopf weder Ernst noch Witz wahrnimmt, denn er faßt beides nur getrennt. Und in diesem Stadium der Sachlage pflegt das liebe Wiener Publikum zu sagen: jetzt ist er übergeschnappt ...

Der vorliegende erste Band der Ausgewählten Schriften ¹ zeigt die zwei Hauptvorzüge von Kraus in bestem Licht. Zunächst die meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache. Kraus gehört zu den wenigen Schriftstellern, die vor ihrer Muttersprache eine so hohe Achtung haben, daß sie jede Flüchtigkeit, jede geringste Vernachlässigung des sprachlichen Ausdrucks wie eine persönliche Schmach empfinden. Die geschmeidige Knappheit seines Stils ist die Frucht eines Fleißes, dessen Intensität nur der gewissenhafte Schriftsteller ahnt. Dann die Wucht seiner vom Wortwitz unabhängigen Satire, die überlegen und tödlich ist. Kraus kommt niemals mit Gelehrten—Ernst, er geht niemals von Theorien, immer vom Leben, vom alltäglichen Ereignis aus, das in seiner Beleuchtung zum typischen Fall wird. Er benützt als Waffe des Angriffs hauptsächlich des Gegners eigenes Wort und eigene Vertei-

1 Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität. Ausgewählte Schriften Bd. 1. Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig 1908. [KK]

digung und bedarf keiner unverständlichen Terminologie und keines Ballasts von fremder Wissenschaft. Diese zwei Eigenschaften dürften das Buch auch dem sympathisch machen, der mit den darin niedergelegten Anschauungen nicht in allen Punkten einverstanden ist. Karl Kraus bemüht sich darin um die Reinigung unseres Lebens von allerlei giftigem Aberglauben, und Betschwestern und Schlafmützen wird es daher von vornherein mißfallen. Aber wer in manchen Fällen die Sittlichkeit der bestehenden Sitte leugnet, ist nicht notwendig ein zügelloser Libertiner, er ist meist sogar in höherem Sinne ein Moralist als der eifernde Konservator einer überlebten Moral. Er will an die Stelle eines toten Kodex das lebendige Verantwortungsgefühl, an die Stelle äußeren Zwanges eine innere Freiheit setzen; er möchte das Ethos mehr und mehr aus dem Bann starrer religiöser und staatlicher Gesetzlichkeit erlösen und ins Individuum selbst verpflanzen. »Wo Leben erstarrt, türmt sich das Gesetz.« (Nietzsche.) Und wo Sittlichkeit nichts anderes sein soll als ein Kompromiß zwischen veralteten Sitten und übermächtigen Geboten der Natur, ist sie nur Heuchelei und Unnatur.

Wie nicht anders möglich, ist es gerade der unzerstörbarste und elementarste Trieb des Menschen, der Geschlechtstrieb, der unter der äußerlichen Sittlichkeit der Sitte am meisten leidet. Was dem Menschen zur höchsten Lust gegeben ward, wird heute von Religion und Justiz ohne Nutzen und vernünftigen Zweck nach Möglichkeit unterdrückt. Nun wäre es die größte Torheit, die Notwendigkeit gesetzlicher Eindämmung leugnen zu wollen. Dürften überhaupt Triebe sich hemmungslos entfalten, sie würden alsbald allgemeine Anarchie herbeiführen. Nicht die Sexualjustiz an sich ist also verdammenswert und schädlich, sondern die Starrheit derselben. Daß Gebote und Verbote immer noch fortbestehen, wenn schon längst die spezielle Gefahr, die sie bekämpfen, entschwunden ist, dieser schlechte, dem Fluß der Entwicklung hohnsprechende Konservatismus verursacht es, daß die harmloseste und lauterste Lust zu Sünde und Verbrechen werden kann. Ein junger Wiener Schriftsteller, Otto Soyka, schrieb einmal den schönen Satz, der Menschheit sei die Geschlechtslust wohl als ein so großes und ungeheures Geschenk der Götter erschienen, daß sie sich niemals getraute, unbekümmert, herzhaft und mit gutem Gewissen aus ihrem Born zu schöpfen. Wie ein Überbleibsel aus den Urzeiten der Furcht und des härtesten Daseinskampfes, wo alles Lustvolle als etwas Unwahrscheinliches, als eine schlimme Verlockung mit Mißtrauen betrachtet wurde, wo man den Göttern das Teuerste opferte, um sich nur nicht zu glücklich zu fühlen, — so mutet heute den freieren Geist diese immer noch bestehende Scheu an, dieses schlechte Gewissen vor der Geschlechtslust, dieser Dunstkreis von Bosheit, Scham und üblem Geruch um sie herum. Das schlechte Gewissen, die Schmutzriecherei und Grausamkeit äußert sich aber auch öffentlich, und in drei Formen besonders offenbart diese böse Trias sich in ihrer ganzen Scheußlichkeit: im heuchlerischen Muckertum des verdorrten Zeloten, in der hämischen Kaltherzigkeit des bürokratischen Richters und im gif-

tigen Neid des Philisters, der stets darüber wacht, ob der Nachbar nicht etwa genießt, was er aus Feigheit entbehrt.

Diese obskurantischen und lebensfeindlichen Mächte sind es vornehmlich, die Kraus aufs Korn nimmt. Welchen Schaden sie anrichten, wie sie gegen Leben und Glück der Menschen wüten, das zeigt er an der Hand der markantesten Gerichtsfälle der letzten Jahre. Er beleuchtet den Geist dieser Mächte an ihren eigenen Aussprüchen und Feststellungen und verhehlt auch seine persönliche Meinung nicht, die manchem vielleicht allzu schroff und überhebend vorkommen mag, welche aber mit einer polemischen Vehemenz vorgetragen wird, die einen artistischen Genuß für sich gewährt. Auch plädiert Kraus nicht, wie schlecht informierte Gegner ihm vorwerfen, für ein zügelloses Ausleben des Geschlechtstriebes. Er fordert im Gegenteil in vieler Hinsicht straffere Gesetze und strengere Strafen. Nur über die Rechtsgüter, deren Schutz hierbei in Frage kommt, denkt er anders als die meisten. Während nämlich moralische Eiferer und gesetzgebende Lebensfremdheit vor allem Rechtsgüter von mehr oder weniger imaginärer Natur geschützt sehen wollen, Ehre, Sittlichkeit, Normalität, Seelenheil und anderes, möchte er die wirklichen Rechtsgüter besser als bisher geschützt wissen: das Recht der Unmündigen, die leibliche Gesundheit, die freie Willensbestimmung und allenfalls noch die öffentliche Ästhetik. Verbrechen an Kindern, Schädigung der Gesundheit und Zwang in jeder Form sollen strenger als bisher bestraft werden, das Einverständnis mündiger und williger Menschen aber sollte heute endlich als Privatangelegenheit gelten dürfen. Sonst wiederholen sich endlos die immer betrüblicher wirkenden Fälle, daß Gesetzesübertretungen und Überschreitungen der Sitte in Geschlechtsdingen, die unter anderen Verhältnissen niemandem Schaden brächten, namenloses Unglück über ethisch durchaus integre Menschen bringen. Es sollte auch nicht sein, daß einem des Mordes verdächtigen Menschen die Mordabsicht in der Weise nachgewiesen wird, daß man »erhebt«, er habe einmal die Ehe gebrochen oder »Orgien gefeiert«. Und es sollte nicht sein, daß aus dem Unglück von Kranken des Empfindens der Weizen der Erpresser emporschießt, während ein Luetiker ein blühendes Geschöpf ohne Furcht vor Gesetzen dem Siechtum weihen und sich selbst vor der gesellschaftlichen Ächtung durch die ärztliche Schweigepflicht gesichert fühlen darf.

Karl Hauer.

* * *

Offener Brief an Herrn Karl Spitteler.

Sehr geehrter Herr Spitteler!

Sie haben im Verlag der 'Süddeutschen Monatshefte' eine Schrift erscheinen lassen, die den Titel trägt: »Meine Beziehungen zu Nietzsche«. Der Beweggrund zu Ihrer Schrift war, wie Sie in der Vorrede sagen, dieser:

Es hat der Schwester Nietzsches, der Schriftstellerin Frau Förster—Nietzsche, beliebt, ohne Not und Anlaß aus Briefen ihres Bruders und anderer eine Art Suite zusammenzurunden und unter

dem Titel »Nietzsche und die Kritik« in der Zeitschrift 'Morgen' zu veröffentlichen, welche sich zwar ganz sanft und harmlos anhört, deren Leitmotiv jedoch, in Worten ausgedrückt, lautet: »Kommet und schauet, ihr Völker alle, schauet und lachet, wie die zwei kleinen Schweizer Zeitungsschreiber Widmann und Spitteler sich anmaßen, den gewaltigen Nietzsche zu bekritteln, wie kläglich sie sich dabei benahmen und wie überlegen, wie gnadenvoll mein herrlicher Bruder.«

Des weiteren gaben Sie als Beweggrund an, daß sich ein »Knäuel falscher Gerüchte« über Ihre Beziehungen zu Nietzsche gebildet habe; daß besonders über eine geistige Verwandtschaft Ihrer Dichtung »Prometheus« mit »Zarathustra« falsche Gerüchte im Umlauf seien.

Indem Sie selbst an mehreren Stellen Ihrer Schrift ausdrücklich betonen, daß Sie sich in betreff des Literarischen vollkommen neutral verhalten, und keinerlei persönliche Ansicht darüber äußern wollen, ob der Zarathustra tatsächlich Spuren der Beeinflussung durch Ihren Prometheus trage, muß wohl jeder Leser Ihre Schrift als ein rein menschliches Dokument betrachten.

Auch ich tue es. Wenn mir daran liegt, das Ergebnis meiner Betrachtung in einem offenen Briefe auszusprechen, so hat dies seinen guten Grund: Friedrich Nietzsche, mit dem Sie in Ihrer Schrift wie mit einem Lebenden Abrechnung halten, ist tot. Er kann keine Antwort auf das geben, was Sie über und gegen ihn sagen. Also möchte ich eine Antwort versuchen.

*

Sie schreiben, wie schon angeführt, daß der Artikel der Frau Förster—Nietzsche »ohne Not und Anlaß« veröffentlicht worden sei.

Dies ist auch meine Meinung. Die Vielschreiberei der Frau Förster—Nietzsche geht vielen wider den Geschmack. Ich für meinen Teil finde sogar, daß die Biographie, die Frau Förster—Nietzsche von ihrem Bruder geschrieben hat, ein sehr schlechtes Buch ist daß denen, die sich für Nietzsche interessieren, zehn Seiten trockener Daten mehr Nutzen gebracht hätten als die in zwei Bänden erschienene Interpretation des Lebens Nietzsches, die sie uns gegeben hat. Ich finde weiterhin, daß selten etwas Überflüssigeres geschrieben worden ist als die Vorreden, die sie in den gesammelten Briefen Nietzsches in so großer Menge eingestreut hat.

Ich finde endlich, daß Frau Förster—Nietzsche in Dingen Friedrich Nietzsches durchaus nicht kompetent ist; und um zu Ihnen zurückzukehren, daß sie nicht nur in Ihrem Falle, sondern auch sonst sehr oft »ohne Not und Anlaß« geschrieben hat.

Was Frau Förster—Nietzsche im 'Morgen' gegen Sie veröffentlicht hat, stammt aus dem *Nachlaß* Friedrich Nietzsches. Die Veröffentlichung dieses Nachlasses betreffend, pflichte ich der Meinung des Herrn Ernst Holzer bei und glaube mit ihm, daß es in jeder Beziehung, für Herausgeber wie für Leser, viel gescheiter gewesen wäre, noch fünfzig Jahre damit zu warten. Für mich ist sicher, daß die Nietzsche—Philologen in fünfzig Jahren eine viel klarere, objektivere Übersicht des Materials haben werden als es irgend jemand heute möglich ist. Denn sie werden den großen Vorteil einer weiten Distanz für sich haben, einen Vorteil, der besonders Frau Förster—Nietzsche durchaus fehlt. Diese meine Ansicht ist für mich ein Grund mehr, Ihr abfälliges Urteil über die Schwester Nietzsches zu billigen.

Nun aber haben Sie sich in Ihrer Schrift mit Frau Förster—Nietzsche sehr wenig beschäftigt, umsomehr dafür mit Nietzsche selbst, der doch als Toter an der Veröffentlichung im 'Morgen' unschuldig ist. Man kann Ihnen

nicht verübeln, daß Sie überhaupt gesprochen haben; indes macht der Ton die Musik, und die Musik Ihres menschlichen Dokuments ist meinem Gehör nach an mehreren Stellen disharmonisch.

*

Obwohl Sie, Herr Spitteler, öfters erklären, daß Sie mit dem Gerücht, der »Zarathustra« sei von Ihrem »Prometheus« beeinflusst worden, gar nichts zu tun haben wollen, führen Sie doch auf Seite 15—19 Ihrer Schrift den langen Wahrscheinlichkeitsbeweis, daß Nietzsche Ihr Buch Prometheus gekannt habe. Gestatten Sie einen Auszug:

Als ich, im Jahre 1880, aus der Fremde in die Schweiz zurückgekehrt, mein erstes Werk (Prometheus 1. Teil) herausgab, und dieses Werk keine einzige Besprechung erhielt, da wollte es die Ironie, daß unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches, also im Jänner 1881, neben vereinzelt Schriftstellern, im besonderen einige ehemalige Schüler Nietzsches, sich für das Buch begeisterten. »Das muß man unbedingt Nietzsche zusenden«, hieß es, »das ist etwas für ihn«. Heftig verbot ich das jedem, der mir davon sprach, denn ich wollte lieber ganz verschollen bleiben, als Nietzsche die Fürsprache, vielleicht den Ruhm verdanken. Ob sich jeder an mein Verbot gekehrt hat? Ob es ihm nicht trotzdem zugeschickt wurde? Davon weiß ich nichts, auch keiner meiner Bekannten weiß etwas davon. Wenn man mich aber fragt, was ich sonst von der Möglichkeit halte, daß Nietzsche schon damals oder bald darauf (also im Jahre 1881 oder 1882) meinen Prometheus »durch einen merkwürdigen Zufall« könnte kennengelernt haben, so antworte ich: ich halte das nicht bloß für möglich, sondern für wahrscheinlich; ja, wenn ich meine Meinung ganz aussprechen darf, so sage ich, es müßte ein merkwürdiger Zufall sein, wenn Nietzsche das Buch nicht schon damals (1881 oder 1882) kennengelernt hätte. Man muß eben wissen, daß trotz dem Stillschweigen der Presse der »Prometheus« in den höchsten Kreisen der literarischen und gelehrten Welt der Schweiz außerordentliches Aufsehen erregte. Die Kunde davon, daß sich ein erstaunliches, geheimnisvolles Buch biblischen Stils ereignet habe, sprach sich seit Februar 1881 unter den bedeutenden Männern der deutschen Schweiz herum. Keller besaß es, Mayer besaß es, Adolf Frey und Widmann machten (vergebliche) Versuche, die Nachricht von dem Phänomen nach Deutschland zu verbreiten. An den schweizerischen Universitäten war es bekannt ... Jakob Burckhardt, Professor in Basel, hat es von mir selber zugeschickt bekommen. Und Nietzsche, Professor in Basel, mit allen berühmten Männern der Schweiz in Fühlung, sollte nichts davon vernommen haben? Ich habe schon mitgeteilt, daß zu den allerersten Lesern und Bewunderern des Buches einige ehemalige Schüler und begeisterte Jünger Nietzsches gehörten ... Was ist nun wahrscheinlicher? Daß diese Schüler Nietzsches ihrem Meister gegenüber sämtlich von dem merkwürdigen Buch geschwiegen haben sollten, oder daß einer von ihnen ihn im Gespräch darauf aufmerksam gemacht hat? Ferner bedeutete ja das Werk für den Buchhandel zu zweien Malen eine Neuigkeit Was ist nun wieder wahrscheinlicher, daß keiner der Basler Buchhändler das neue Buch Herrn Professor Dr. Fr. Nietzsche zur Ansicht ins Haus gesandt hätte, oder daß ei-

ner von ihnen das tat? Ich vermute, es wird wohl der oder jener von ihnen sich ebenfalls gesagt haben: »Das muß man Nietzsche schicken, das ist etwas für ihn«. Oder ich höre Jakob Burckhardt, wie er beiläufig im Gespräch zu Nietzsche sagt: »Sehen sie sich doch einmal gelegentlich das an, wenn Sie Zeit haben! Vielleicht gelingt es Ihnen, aus dem Zeug klug zu werden, ich kann, weiß Gott, nichts damit anfangen«. Endlich: Im Herbst 1881, unmittelbar nach dem Erscheinen des II. Teils, brachte der Berner 'Bund' eine große Besprechung des Buches; Nietzsche las mit Vorliebe den 'Bund'. In der gelesenen Zeitung Basels, den 'Basler Nachrichten', wies Professor Stephan Born, also ein Kollege Nietzsches an der Basler Universität, mit auszeichnenden Worten auf das Werk hin. Darum noch einmal: ich kann zwar keine Spur davon auffinden, daß Nietzsche den Prometheus im Jahre 1881 oder 1883 zugeschickt erhalten hätte, allein es wäre verwunderlich, wenn ihm das Buch damals, da es als erstaunliche literarische Neuigkeit bei den auserlesensten und berühmtesten Persönlichkeiten der Schweiz Aufsehen erregte, entgangen wäre.

Es ist Ihnen, Herr Spitteler, nicht gelungen, mich von Ihrer unbefangenen Neutralität zu überzeugen. Ich halte es im Gegenteil für einen sehr menschlichen *Kniff*, daß Sie Ihre Neutralität betonen, und doch zugleich, in den hier angeführten Stellen, den Leser leise und verstohlen zum Glauben, daß Nietzsche—Zarathustra von Prometheus beeinflusst sei, hinführen wollen.

Nicht ohne Absicht sprechen Sie von einem Buche »*biblischen* Stils«. Sie haben von Zarathustra, Ihrer Schrift zufolge, genau *zwei Seiten* gelesen und da vielleicht biblische Töne herausgehört. Also: Prometheus hat biblischen Stil, und Zarathustra, der zwei Jahre später erschienen ist, hat auch biblischen Stil ...

Leider täuschen Sie sich in der Sache selbst. Ich setze Ihnen dies, da Sie den Zarathustra nicht kennen, möglichst kurz auseinander. Einzelne Formeln, die im Zarathustra an die Bibel gemahnen, erinnern ebenso gut an Homer. Das priesterliche Pathos gehört zum Wesen Nietzsches, der sich mit Stolz den Priester des Dionysos genannt hat. Sprachlich verwandt ist dem Zarathustra noch am ehesten Hölderlins »Hyperion«. Was den Inhalt des Zarathustra anlangt, so beweise ich Ihnen jederzeit gern, daß die typischen, nämlich die ethischen Umwertungsideen dieses Buches schon in der »Geburt der Tragödie« — die zehn Jahre vor Ihrem Prometheus erschienen ist — unterirdisch, aber gut hörbar anklingen; daß sie sich in jedem folgenden Buch Nietzsches immer deutlicher vernehmen lassen, bis sie der Zarathustra in einer ungeheuren Konzentration zusammenfaßt und laut und lebendig ertönen läßt. Die Zarathustra—Sprache, ihr ethisches Pathos, ist Nietzsche auch in den Büchern *vor* Zarathustra schon geläufig. Und ihr Schwung wird umso priesterlicher, je mehr sich Nietzsche dem Zeitpunkt nähert, wo er — eben in Zarathustra — sich als Umwerter und Überwinder der Moral fühlt, und mit der alten Moral auch eine alte Art der philosophischen Sprache von sich weist.

Ihr Prometheus kommt also wirklich nicht in Betracht, auch wenn ihn Nietzsche gekannt hat. Sie haben daher den Beweis, daß er ihn gekannt haben könnte, auch »ohne Not und Anlaß« geliefert. Es sind sehr oberflächliche Nietzsche—Leser, die behaupten, »daß in Nietzsches Zarathustra sich unzweifelhaft deutliche Spuren großer Beeinflussung durch Prometheus erkennen ließen«. Diese Leser kennen die Nietzsche—Bücher vor Zarathustra herzlich schlecht.

Ein Kuriosum komisch—ängstlicher Verfasser—Eitelkeit liefern Sie auf Seite 40 Ihrer Schrift.

Um ihr — der Frage nach der Beeinflußung Zarathustras durch Spitteler — auch in Zukunft fern bleiben zu können, will ich keine eigene Überzeugung gewinnen; und um zu keiner eigenen Überzeugung genötigt zu werden, habe ich mir verboten, den Zarathustra (in welchen ich einst, anlässlich jener Besprechung, nur flüchtig hineingeblickt, um ihn nach der Probe von zwei Seiten wieder wegzulegen) nachträglich zu lesen.

Es reizt sehr zum Lachen, Herr Spitteler, mit welch' feierlichem Ernst Sie unaufgefordert das Versprechen geben, den Zarathustra nicht zu lesen. Aber wie soll dieses Versprechen den Leser interessieren? Sie, Herr Spitteler, werden sich doch nicht vor einem guten Buche fürchten?! Ihr schriftstellerischer Ehrgeiz wird doch durch das gute Buch eines anderen Autors nicht verletzt?!

Ich habe noch mehr an Ihrer Schrift gefunden, was mich menschlich abgestoßen hat. Sie sind immerfort bemüht, dankbar gegen Nietzsche zu erscheinen, dafür, daß er sich Ihrer angenommen hat, für Sie nach einem Verleger suchen gegangen ist und Sie an Herrn Avenarius, den Gründer des Kunstwarts, so freundlich empfohlen hat. Aber, Herr Spitteler, ich habe durchwegs die Empfindung, daß bei Ihnen die Gehässigkeit das Gefühl des Dankes überschrieben hat. Einmal schreiben Sie recht gnädig: »Eines Freundes Blöße deckt man zu«. Und an einer anderen Stelle glossieren Sie nicht sehr zartsinnig, was Ihnen Nietzsche über Ihre Besprechung seiner Bücher geschrieben hat:

Er tat das in einer Form, die er Ironie zu nennen pflegte (mit dem Worte »Ironie« glaubte er sich überhaupt immer über alle Verlegenheiten weghelfen zu können, auch über die Verlegenheit von Wahrheiten, die ihm nachträglich unbequem geworden waren), das heißt auf deutsch gesagt, in einer durch und durch verdrehten Form.

So spricht kein Dankbarer, Herr Spitteler, wie Sie hier sprechen. Oder aber, Sie haben seltsame Begriffe von Dankbarkeit.

Nun zum Letzten und Wichtigsten, was gegen Ihr menschliches Dokument zu sagen ist.

Der größte Teil Ihrer Schrift beschäftigt sich mit den Briefen und Karten, die Nietzsche an Sie geschrieben hat. Sie üben eine ausführliche und stellenweise sehr unfreundliche Kritik daran. Aber *Sie vermeiden es, den Lesern diese Briefe und Karten vorzulegen.*

Sollen sich die Leser Ihrer Schrift überhaupt ein eigenes Urteil in der Sache bilden dürfen, so ist unbedingt nötig, daß die Nietzscheanischen Schriftstücke in ungekürztem Wortlaut vorgelegt werden.

Es liegt dies in Ihrem eigenen Interesse. Ein mißtrauischer Leser könnte sonst auf den Gedanken kommen, daß Sie diese Schriftstücke gar nicht mehr besitzen und sie nur aus einer dunklen Erinnerung zitieren. Wäre diese Vermutung richtig, so hätte der größte Teil Ihrer Schrift jeden Wert verloren.

Vielleicht nehmen Sie sich die Mühe, derlei Vermutungen als unsinnig zu erweisen.

Dies können Sie aber nur indem Sie die Briefe Nietzsches der Öffentlichkeit vorlegen.

Hochachtungsvoll

Karl Borromaeus Heinrich.

Übersetzung aus Harden.

Seit Jahren geben die deutschen Leser der 'Zukunft' des eigentlichen Genusses verlustig. Sie haben das Gefühl, daß hier die wertvollsten Gedanken in einer fremden Sprache vorgetragen werden, von der sie nur ahnen können, daß sie viel schöner ist als die ihnen geläufige. Wiederholt ist deshalb die dringende Bitte an mich ergangen, ein Lexikon anzulegen, welches, wenn gleich mit Preisgabe des dichterischen Moments, das gerade für den politischen Leitartikel unentbehrlich ist, über den Sinn der einzelnen Sätze trockenen Aufschluß gibt. Ich habe dem allgemeinen Drängen nachgegeben und will die Arbeit durchführen, soweit es mir bei dem Stand meiner Bildung möglich ist und soweit neugriechische und hyperboräische Sprachelemente, die den deutschen Satzbau erst zu seiner ornamentalen Geltung bringen, mir nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Ich muß mindestens für den ersten Versuch um Nachsicht bitten. Mancher Stelle konnte ich nur mit einiger Freiheit der Auffassung beikommen; manche blieb unübersetzbar. Andererseits glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich gewisse Bezeichnungen, die der Autor anzuwenden liebt, wie z. B. »Fritzenstaat« oder »Reussenkaiser« als Telegrammadressen auffasse und in solchen Fällen die Klarheit der Kürze vorziehe. Durchwegs aber möchte ich die Verantwortung ablehnen, wenn etwa mit der Fremdartigkeit auch der aparte Reiz einer Wendung verloren ginge.

(28. März bis 18. April.)

Der vom württembergischen Wahlkreis Biberach Abgeordnete	Der Abgeordnete von Biberach
Der meininger Müller	Der Abgeordnete Müller—Meiningen
Der Heilbronner	Der Abgeordnete von Heilbronn
Freisinnshäuflein	Die Freisinnigen
Genossenfraktion	Die Sozialdemokraten
Wallotbräu	Deutscher Reichstag
Herr Gröber runzelt über dem Bartdickicht die Stirn	Herr Gröber, der einen dichten Bart hat, runzelt die Stirn
Wahrscheinlich, daß nur jähe Wut den schwäbischen Tort gebar	Wahrscheinlich, daß der schwäbische Abgeordnete nur im Zorn Unrecht tat
Wie Herr Landgerichtsrat Gröber, wenn er in Kätchens Heimat auf der Sella säße, darüber urteilen würde	Wie Herr Gröber als Richter in Heilbronn darüber urteilen würde

Die denunciatio des Herrn Müller	Die Denunziation des Herrn Müller
Habt Ihr so Euer Leben, Euer Wirken so geträumt, da heißes Sehnen aus der Dumpfheit Euch ins Weite riß?	Habt Ihr Euch so die Erfüllung Eurer Wünsche gedacht, als Ihr diesen Beruf wähltet?
Wo ist die Möglichkeit, immer auf der Seite zu fechten, nach der des Wesens leidenschaftlicher Wille langt?	Wo ist die Möglichkeit, immer seine Überzeugung zum Ausdruck zu bringen?
Stets bereit sein, vom Mahl ins Elend zu laufen, wenn der Wille zur Wahrheit sich am gedeckten Tisch nicht durchsetzen kann	Stets bereit sein, seiner Stellung verlustig zu gehen, wenn sie nicht die Gewähr der Unabhängigkeit bietet
Selbsterziehung zur Mannheit frommt dem Stand mehr als emsige Vereinsmählerei	Streben nach Selbständigkeit nützt dem Stand besser als Vereinsmeierei
Korypho	Korfu
Unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachträumen	Vor einem Zettelkasten seekrank werden
Die Stadt Konstantins	Konstantinopel
Den Sitz Konstantins erklettern	Den byzantinischen Thron besteigen
Die Beute des geflügelten Markuslöwen werden	Von Venedig besiegt werden
Johannes Zimiskes, der im cubiculum die brünstige Theophano umarmt, wehrt dem Romäerreich die Slawengefahr ab	?
Unter den Kalimafkon, dem prächtig wallenden Trauerschleier, verwest der Leib des von großen Kriegen und Organisatoren geschaffenen Staates	??
Von dem Basileus erbt der Zar der Moskowiter, der die Palaeologentochter freit, den Stirnreif des Konstantinos Monomachos	???
Die Eparchie Kerkyra	Der Sprengel Korfu

King Edward	König Eduard
Der Sohn Umbertos	Viktor Emanuel
Die monegassische Hoheit	Fürst von Monaco
Der ubiquitäre Herr Jacob	Pichon
Uncle Sam	Amerika
Das Sternenbannerreich	Die Vereinigten Staaten
Betätigungrecht	Betätigungsrecht
Jünger des heiligen Fiakrius	Fiaker
Der Kongreß der von Bonapartes Tatze zerstückten Europa	Der Wiener Kongreß
In schlichterer Lebensmitte erzogen	Einfacher erzogen
Chronikon	Chronik
Ein vom deutschen Volk Abgeordnete	Ein deutscher Abgeordneter
Artikel, in denen er stöhnte	Artikel, in denen er klagte
Ein Freund des King	Ein Freund des Königs von England
Bülow im Schwiegervaterland	Bülow in Italien
Der vom Sultan Gesandte	Der türkische Gesandte
Albanerland	Albanien
Die Reise ins Wikingermeer	Die Nordlandsreise
Der Gottorperhof	Der russische Hof
Das Tier mit den zwei Pigment- schichten unter der Chagrinhaut	Das Chamäleon
Die für den Kaiser gedeckte Tafel wird mit allen Wundern südlichen Lenzes geschmückt	An der Hoftafel wird junges Gemüse serviert



Glossen.

In einem Feuilleton über die Aufführung der Bittnerschen »Roten Gred« bedauert der Musikreferent der 'Zeit', daß die Heldin, die sich zum Schluß auf ein Schiff unter Landsknechte rettet, mit dem Leben davonkommt. Er schreibt:

Dieser Ausgang ist ebenso widerwärtig als unbefriedigend, denn wir tragen das Verlangen, daß jener Leib, der mit seinen Reizen so viel des Unheils gebracht hat, vor unseren Augen vernichtet werde, und ein Mitgefühl, das wir der lebendigen Gred versagen mußten, hätten wir vielleicht der sterbenden geschenkt. So aber verlassen wir das Haus in einem Zustande des Mißbehagens, obgleich wir den Abend hindurch viele günstige Eindrücke empfangen haben.

Der Mann, der aus Mitgefühl so grausam ist, heißt R. v. Perger und war früher Direktor des Konservatoriums. Jetzt hat er sich unter die Kritiker gerettet. Ein unbefriedigender Ausgang; denn wir tragen das Verlangen, daß der Geist, der mit seiner Reizlosigkeit so viel des Unheils über die Musikjüngend gebracht hat usw. Nach dem Strafgesetz sind weder die dämonischen Wirkungen, die eine rote Gred ausübt, noch die tödliche Langweile, die von der Leitung des Konservatoriums durch Herrn v. Perger ausging, zu fassen. Dennoch glaube ich, daß einem die Wahl nicht schwer fallen wird. Denn wer würde nicht selbst den Ruin durch eine rote Gred einem gesicherten Dasein an der Seite des Herrn v. Perger vorziehen? Die rote Gred kommt kaum aufs Schiff, und schon raufen die Landsknechte um ihren Besitz. Sie ist gewiß eine unmoralische Person, aber man stelle sich vor, was die Landsknechte täten, wenn Herr v. Perger aufs Schiff käme und sich ans Steuerruder setzte. Da gäb's keinen Streit, da blitzte keine Klinge, da würde die vollste Übereinstimmung durch ein Schnarchen ausgedrückt, das harmonischer tönte als selbst ein Schülerorchester unter der Leitung des Herrn v. Perger, und ruhig glitte das Schiff seine Bahn ... Das ist eben der Unterschied. Eine Person, die so unanständig ist, die Sinnlichkeit der Männer zu erregen, macht man nicht zur Heldin einer Oper! Oder wenn schon, so muß am Schluß ihr Leib vernichtet werden. Das ist jene Reinigung, die das wahre Drama bieten soll und die doch auch im Leben die besseren Herren immer vornehmen, nachdem sie die Reize einer unanständigen Person gekostet haben. Denn die Seelenstimmung, in der sich »omne animal« zuweilen befindet, ist der Ausdruck einer höheren Gerechtigkeit, und wenn durchaus wegen der Erregerin solcher Depression etwas blitzen soll, so mögen es nicht die Klingen sein, sondern die Ritter. Herrn v. Perger gebührt das Verdienst, jenen Zustand, in dem auch dem Troubadour das Wort »Schlampen« einfällt, zum ästhetischen Prinzip erhoben zu haben. Nur vertritt er dieses mit einer Härte, die im Zeitalter der Humanität befremdend wirken muß. Toilette machen, davonlaufen und nie wieder auf der Straße grüßen — das sollte doch genügen! Wenn die sittliche Empörung besonders groß ist, könnte man die rote Gred etwa noch wegen heimlicher Prostitu-

tion anzeigen. Aber wer wird denn gleich den Leib vernichten lassen und dabei noch zusehen wollen? Ich weiß nicht, ob die Reize der Konservatoristinnen, damals als Herr v. Perger Direktor war, besonders viel Unheil angerichtet haben. Ich würde es wünschen; denn es ist immer ein tröstlicher Gedanke, daß es dem männlichen Ernst nicht völlig gelingt, das Leben mit Langweile zu verkleistern, wenn Frauen etwas dawider haben. Aber ich weiß, daß sich Herr v. Perger als Direktor des Konservatoriums durch nichts ausgezeichnet hat, und ich finde es unbegreiflich, daß er sich als Musikkritiker gerade durch Grausamkeit hervortun will. Früher klappten bloß die Orchesterübungen nicht, wenn Herr v. Perger den Taktstock in die Hand nahm, aber sonst stand er im Ruf eines umgänglichen Mannes; jetzt »wirft man zu einem Nero und Busiris seinen Namen«. Sollte er wider Erwarten Gedankenfreiheit geben, dann werde ich von ihr in Bezug auf ihn den ausgiebigsten Gebrauch machen!

* * *

Die Leute vom Eisenkartell haben sich mit Recht darüber aufgehalten, daß der Maler Hohenberger, der sie als Gruppe verewigen sollte, ihre Verdienervisagen von Renaissancekostümen sich abheben ließ. Da die Renaissance nicht wegen Ehrenbeleidigung klagt, mußte Herr Feilchenfeld klagen. Das Bild war eine Privatsache, und der Künstler, der auf Bestellung arbeitet, macht sich lächerlicher als den Bankier, wenn er die öffentliche Ausstellung solchen Ulks mit heiligem Ernst verteidigt. Wenn ein Gerichtshof endlich zu recht erkannte, daß die Eisenwucherer in der Sezession gehängt werden sollen, so wäre dagegen nichts einzuwenden; bis dahin aber dürfen sie sich gegen alles, was mit ihnen in effigie geschieht, verwahren. Zu Ausbrüchen des Künstlerstolzes war keine Veranlassung. Sie sind stets mit logischen Unregelmäßigkeiten verbunden. Als einer der Geldmenschen sich darüber beklagte, daß er auf dem Bilde als Schleppträger dargestellt sei, wäre die Absicht der Degradierung leicht beweisbar gewesen. Aber den Beweis durfte gerade einer der Kläger nicht führen, sonst wäre es wohl herausgekommen, welche Rolle er und seinesgleichen am Hofe des Herrn Wittgenstein spielen und welche Direktiven der Maler vom Mäzen empfangen hat. Darum konnte Herr Hohenberger pathetisch werden und den schönen Satz aufstellen: »In der Kunst gibt es keine Degradation! Wenn der Sonnenthal oder der Lewinsky einen Diener oder einen König darstellt, so ist das egal!« So logisch ist nun einmal die gekränkte Künstlerwürde. Wenn der Sonnenthal einen Diener oder einen König gibt, so ist das gewiß egal; aber der Vergleich könnte doch höchstens die Berechtigung des Malers erhärten, einen Diener oder einen König zu malen, nicht die Verpflichtung des Modells, sich als Diener oder als König malen zu lassen. Nicht die Verpflichtung eines zahlenden Modells. Weil es in der Kunst keine Degradation gibt, so vergibt sich Herr Hohenberger gewiß nicht das geringste, wenn er einen Eisenwucherer konterfeit.. Das Modell aber macht nicht die Ehren oder Herabsetzungen der Kunst mit, sondern unterliegt nur der sozialen Wertung. Wird ein Wucherer als König' gemalt, so ists eine Ehre, wird ein König als Wucherer dargestellt, eine Degradation. Nur wenn das Modell selbst Künstler wäre, ginge ihm die Wirkung einer Linie oder eines Flecks über die stoffliche Bedeutung. Aber es ist pure Heuchelei, zu verlangen, daß zum Beispiel ein früherer Bankdirektor sich geehrt fühle, weil der Künstler aus Gründen der Lichtverteilung ihn so aufgefaßt hat, als ob er bloß vier Millionen gestohlen hätte.

* * *

'Wiener Allgemeine Zeitung'

6. April:

Lange Gesichter gibt es zur Frist an den verschiedenen deutschen Höfen und Höfchen. Es ist nichts mit der im größten Ballettstil ausgedachten Gratulationskur sämtlicher deutschen Reichsfürsten unter dem Kommando Kaiser Wilhelms II. bei unserem Kaiser in Wien ... Quos ego! War es doch von allem Anfang ersichtlich, daß das ganze Massen- gratulationsprojekt von irgend einem egoistischen Berliner Höfling stammte ... Allein Kaiser Wilhelm besitzt politischen Takt, Feingefühl eines vornehm Denkenden. So war ihm sofort klar, daß es seinem greisen und treuen Freund, der doch auch ein deutscher Fürst ist, nicht angenehm sein könne, an die peinlichste Zeit seines arbeitsreichen Lebens erinnert zu werden ... Die Herren von der Berliner Kamarilla haben es dieses mal gar zu plump und unschlau angefangen. Die Masseninvasion deutscher Fürstlichkeiten in Wien wird unterbleiben ... Der Gewinn aus dem projektierten duodezfürstlichen Fremdenverkehr in Wien wäre denn doch allzu teuer durch das Emporbeschwören trüber Erinnerungen im Geiste jener erlesenen Persönlichkeit bezahlt, deren Jubiläum die Berliner Kamarillerie mit seltener Taktlosigkeit für ihre Lüsterlichkeiten zu exploitieren hofften.

'Wiener Allgemeine Zeitung',

10. April:

Wie wir von informierter Seite hören, scheint sich die Nachricht, daß eine Anzahl deutscher Bundesfürsten unter Führung des deutschen Kaisers in Wien erscheinen werde, um dem Kaiser Franz Joseph anlässlich seines 60jährigen Jubiläums gemeinsam ihre Glückwünsche darzubringen, zu bestätigen. Amtlich ist jedoch diesbezüglich noch keine Verständigung eingelangt. Aus diplomatischen Kreisen erfahren wir, daß die deutschen Bundesfürsten, insbesondere Kaiser Wilhelm, schon vor längerer Zeit dem Wunsch Ausdruck gaben, eine solche solenne Kundgebung zu veranstalten, durch welche das intime und herzliche Bundesverhältnis, welches zwischen dem Deutschen Reich und Österreich—Ungarn herrscht, zum Ausdruck gelangen sollte. Diese Anregung, welche, wie erwähnt, von deutscher Seite ausging, scheint nunmehr ihrer Verwirklichung entgegenzugehen, wengleich amtliche Schritte in dieser Richtung noch nicht erfolgt sind. Es wäre selbstverständlich mit großer Freude zu begrüßen, falls eine so markante Demonstration für das innige Verhältnis der beiden verbündeten Reiche, wie es in der von den deutschen Bundesfürsten geplanten Kundgebung zutage treten würde, stattfinden sollte.

* * *

In der 250. Nummer der 'Fackel' hat die folgende Erklärung leider keinen Platz mehr gefunden:

Von dem ursprünglichen Vorsatz, dieses Heft ausschließlich der Syphilis zu widmen, mußte ich schon deshalb abkommen, weil ja der nicht weniger verbreitete Lippowitz auch eine gewisse Beachtung verdient und weil gerade jetzt einige Aussicht auf energische Ausrottung dieses Übels besteht. In der 'Frankfurter Zeitung' vom 3. April war nämlich zu lesen:

[*Apachenjournalistik.*] Im ersten Morgenblatt vom 8. März d. J. brachten wir unter dem Titel »Eine Seelenleserin« einen Artikel unserer Pariser Mitarbeiterin Anne Jules Case, Am 14. März erhielten wir von Frau Jules Case folgenden Brief: »Der Zufall spielt mir einliegenden widerrechtlichen Abdruck meines Artikels in die Hände, ohne Quellenangabe, ohne meinen Namen zu nennen. Das ist doch unerhört! Wollen Sie mich wissen lassen, was ich zu tun habe, oder ob die 'Frankfurter Zeitung' für mich eintritt. Das ist ja geradezu Apachenjournalistik!« Das Blatt, das diesen widerrechtlichen Abdruck gebracht hatte, war das '*Neue Wiener Journal*' (Herausgeber J. Lippowitz). Wir protestierten in einer Zuschrift an diesen Herrn energisch gegen das unserer Mitarbeiterin zugefügte Unrecht und erhielten zu unserem Erstaunen am 25. März von Herrn Lippowitz ein Antwortschreiben, das neben einer ausfälligen Bemerkung über den unkollegialen Ton unserer Zuschrift folgende Stelle enthält: »Im vorliegenden Falle handelt es sich um eine Arbeit unserer ständigen Pariser Korrespondentin Anne Jules Case, welche uns den betreffenden Artikel »Die Seelenleserin« *selbst überwiesen* hat. Wir haben also allen Grund, uns darüber zu wundern, daß uns unsere Korrespondentin einen Artikel, der ihr noch dazu als Originalartikel honoriert wird, anbietet, nachdem diese Arbeit vorher in der 'Frankfurter Zeitung' zum Abdruck gelangt ist.« Nach dieser »Aufklärung« hätte also Frau Case sich bei uns über einen widerrechtlichen Nachdruck beschwert und unsere Hilfe gegen diese Art von Apachenjournalistik angerufen, gleichzeitig aber den fraglichen Artikel zum Originalpreise dem 'Neuen Wiener Journal' überwiesen. Einige Kenntnis unserer Pappenheimer hat uns vor einer verfrühten Entrüstung über Frau Case geschützt. Wir sandten der Dame den Brief des Herrn J. Lippowitz mit der Bitte um Rückäußerung ein und erhielten am 30. März folgende Antwort: »Nein, das geht doch wirklich über alle Erwartungen. Ich bin starr! Diese *dreiste Lüge* ist geradezu *empörend!* Hier haben sie meine feierliche Erklärung über den wahren Tatbestand der Angelegenheit: Es ist mir gar nicht eingefallen, dem 'Neuen Wiener Journal' den für die 'Frankfurter Zeitung' als Originalartikel eingesandten Beitrag »Eine Seelenleserin« anzubieten. Dergleichen »journalistische« Streiche liegen mir fern und gehören nicht zu der Schule, aus der ich stamme. Als schlagender Beweis aber für meine Korrektheit in dieser Angelegenheit dient doch die Tatsache, daß ich selber Ihre Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit lenkte.« Wir haben auch keinen Moment an der Korrektheit von Frau Case gezweifelt, wohl aber war es uns von vornherein klar, daß Herr Lippowitz mit seiner Behauptung verblüffen wollte, wohl unter der Voraussetzung, daß Frau Case als gelegentliche Mitarbeiterin des 'Neuen Wiener Journal' nicht den Mut haben werde, ihre Ehre zu verteidigen und ihren »Brotgeber« öffentlich zu überführen. Herr Lippowitz hat sich in dieser Annahme geirrt. Wir übergeben den ganzen Akt der Öffentlichkeit und erklären damit Herrn Lippowitz als für uns erledigt.

* * *

Ein Bezirksrichter hat, den Ausspruch getan: »Die sittliche Gefährdung ist genügend erwiesen, wenn man beim Ballett angestellt ist.« Der Ausspruch entstammt einem heillosen Optimismus. Denn die sittliche Gefährdung ist leider ganz und gar nicht erwiesen, wenn man beim Ballett angestellt ist. Und tieftraurig ist, daß sich die Ballerinen im 'Extrablatt' entrüsten, anstatt dem Richter für das Kompliment zu danken. Die Ballerinen wollen aus der Hausbackenheit, zu der sie ihr Beruf verurteilt, nicht herauskommen. Sie sind stolz darauf, dem Leben so fremd gegenüberzustehen, wie ein Bezirksrichter. Der hat wahrhaftig keine Ahnung von diesen Dingen, wenn er einer Angeklagten sagt: »Hätten Sie Ihre Tochter nicht mit acht Jahren zum Ballett gegeben! Da ist ja die sittliche Gefährdung bei den Haaren herbeigezogen.« Wenn eine Mutter es darauf abgesehen hätte, die letzten Funken sinnlichen Temperaments in ihrer Tochter auszutreten, sie täte nichts besseres, als diese mit acht Jahren zum Ballett zu geben. Auf solidere Art kann eine ihre Weiblichkeit nicht verbrauchen, als durch den Tanz. Das versteht freilich der Philister nicht, den ein fliegender Rock ins Elysium entrückt, und der nicht ahnt, daß ein Eiszapfen darin steckt. »Ja, so sind sie, ja, so sind sie, die Damen vom Ballett!«: wenn sie nicht einen Tugendbund gründen, sind sie treu. Es gibt keine Klasse bürgerlicher Frauen, die es ihnen an geradezu lebensfeindlicher Ehrbarkeit gleichtun könnte. Sie verachten den Sinentand. »Die Mitglieder des Balletts«, ruft eine Primaballerina, »die es ehrlich mit ihren künstlerischen Aufgaben nehmen, haben zu viel zu tun, um sich in *Niedrigkeiten* zu verliehen.« Stolz bekennt sie, sie für ihre Person habe »weder die Sittlichkeit in Italien noch in Frankreich und auch nicht in Wien aus dem Gleichgewicht gebracht«. Ballerinen lieben nicht, sondern tanzen. Auch das erweckt manchmal unsittliche Erwartungen, aber umso ehrenvoller ist dann die Enttäuschung, die man den Männern zuteil werden läßt. Und je mehr Männer eine nicht interessiert hat, umso großartiger kommt sie sich vor. Eher könnte man Pfaffen der Gottlosigkeit beschuldigen, als Ballerinen der Unmoral.

* * *

(*Hof— und Personalnachrichten.*) Ein Maler, der das Hauptverdienst an der künstlerischen Ausgestaltung des Festzugs haben wird, wird schon heute in den Zeitungen Professor genannt. Ein Anachronismus also. Hoffentlich werden solche Verstöße gegen die historische Wahrheit wenigstens bei den Kostümen vermieden sein. — Handelsminister Fiedler hat dem Kaiser die Ernennung von acht Ministerialräten unterbreitet und durch einen Hinweis auf das Jubiläum begründet, worauf der Kaiser bemerkte: »*Ich glaube, die Herren nützen die Sache zu sehr für sich aus.* Es sollte etwas für die *unteren* Rangsklassen geschehen.«

* * *

Ich habe im 'Neuen Wiener Journal' diese Notiz gefunden:

(*Die Ermordung des Grafen Potocki*) hat die größte Aufregung hervorgerufen. Das größte Aufsehen in allen Kreisen der Bevölkerung erregen auch die künstlerischen tadellosen Arbeiten der Kunstanstalt »Photographie—Palast« (II. Bezirk usw.), der es gelungen ist, sich mit Hilfe ihres Mottos »Erstklassige Leistungen, Preise konkurrenzlos« das allgemeine Vertrauen zu erwerben.

Nun, photographische Darstellung des Leichenbegängnisses eines ermordeten Statthalters: das wäre die Grenze, bis zu der die Intimität des Geschäftssinns mit einem Ereignis gehen könnte. Hier aber ist der tote Statthalter als Sandwichman verwendet. Daß sich ein Journalismus, dem solche Neuerung ge glückt ist, gegen das Wort »Saubengel« verwahrt, ist immerhin ein Beweis von Zartgefühl.

* * *

Ein Blatt hat, weil die Dummheit immer noch überboten werden kann, eine Rundfrage nach dem schönsten Wiener Lied gestellt, und eine Sängerin hat geantwortet, am liebsten sei ihr das Lied:

Du guater Himmelvoder
I brauch kein Paradies
I bleib viel lieber doder
Weil mei Wien für mi 's Himmelreich is.

Richtig, das ist's! Ich habe lange doder gelebt, aber die Formel für die Gräßlichkeit des Doderseins nicht gefunden. Das ist's also. Und ich frage ernsthaft, ob man in einer Stadt leben kann, in der sich »Vater« auf »da« reimt.

K. K.



Die Forum—Szene ¹.

Wenn Deutschlands Genius ein Cäsar ist, dessen großes Herz brach und dessen Leichnam noch von den Wunden blutet, die die Verräterwaffe ihm geschlagen hat, so ist Einer da, der auf offenem Forum sich mit dem löcherigen Mantel einer toten Pracht drapiert. Einer, der mit kaltem Pathos, aufgewärmten Reminiszenzen und einer Gebärde der Innerlichkeit, die Steine verhärtet und Gehirne erweichen könnte, immerzu »ausspricht, was ist«. Einer, der beinahe das Vaterland gerettet hätte, dessen publizistisches Programm jedoch lautet: »Nun wirk' es fort — Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!« Einer, der sich als Vollstrecker eines politischen Testaments aufspielt, die Verschwornen ein Grüppchen nennt und den Brutus und Cassius bloß nachweisen kann, daß sie ehrenwerte Männer sind. Aber keinen Augenblick lang wäre das Volk von Rom im Banne eines Mark Anton gestanden, der den Vorwurf politischer Zweideutigkeit durch die Behauptung hätte stützen wollen, daß sie alle, alle normwidrig sind, und daß zumal Portias Bettgenos in schwierigen Lagen seinen Mann nicht gestellt hat. Er hätte sich mit diesem Versuch in den Augen des letzten Plebejers gerichtet, er hätte den ganzen Kredit eingebüßt, den ihm die Erinnerung verschaffen mochte, daß Cäsar ihm am Lupercusfeste dreimal ein Vanilleneis angeboten hat. Und im günstigsten Fall konnte er sich nur durch eine undeutliche Ausdrucksweise den Folgen seines Wagnisses entziehen. Wenn er etwa begonnen hätte:

¹ Diese Satire ist im zweiten April—Heft der Zeitschrift 'März' erschienen. [KK]

Mitbürger! Freunde! Nachfahren der im Tiberbezirk von der Wölfin Gesäugten! hört mich an! Cäsar in die Grube zu senken, nicht mit blinkender Rede ihm seines Wirkens bleibende Spur zu zeichnen, bin ich vor euch, die der Volkheit Wollen eint, getreten. Was Menschen Übles tun, trägt ins Gedenken noch die Viruskraft, wenn mit dem längst verdorrten Leib frommen Handelns Erinnerung die Scholle fühllos deckt. (Fühllos? Die im Frühling Erneute läßt menschlicher Kurzsicht den mit leiser Tröstung sänftigenden Kinderglauben der Wiederkehr). So sei es auch mit Cäsar! Der edle Brutus hat euch, da er mit flinkem Finger den Schwichtigungsgrund gefunden wähnte, gesagt, daß Herrschsucht ihm, der gleißende Wurm, am Ziel noch ungesättigt, aus dem Auge sah. Wenn dies erweislich wahr ist, kein Rügewort könnte den sichtbaren Fehl so, schmerzvoll treffen, wie ers trotz einem Tag vor Tag an die res publica gebundenen Daseinsinhalt verdiente. Und das grause Ende, das diesem Leben ein Grüppchen der vom Volk Abgeordneten bereitet hat, würde auch den im politischen Handlungsdrang noch nicht völlig gewirrten Sinn ein von Dike selbst befohlenes Werk dünken. Hier, mit des Gajus Titus Amilius Marcus Brutus Willen und der andern (denn Brutus ist, soweit das Urteil der im Geltungsbereich der Sitte Wohnenden zum Ansehn hilft, ein der Ehren, die in der Siebenhügelstadt auch geringern Könnern heut die Stirn beglänzen, werter Mann; und neben ihm, mit ihm, sind alle, die gleiches Hoffen bindet, gleicher Erfüllung wert) — —

Zwischenrufe: »Das Testament! Das Testament!« wären schon an dieser Stelle laut geworden. In dem losbrechenden Lärm versucht Redner vergebens sich unverständlich zu machen. Man merkt nur, wie er sich um die kürzeste Bezeichnung der Stadt Rom herumdrückt, und hört eine Geschichte von der dem Hirtengott bereiteten Wolfsfeier, worunter das bekannte Lupereusfest gemeint sein will. Endlich verschafft er sich Ruhe, nennt Cassius einen stillen Mächler und behauptet, daß das Plänchen zur Beseitigung Cäsars von Männern geschmiedet sei, die diesen Namen nicht verdienen, weil ihnen ein kränkliches Wesen eigne, und die politisch gefährlich seien, weil sie, denen der Willenskanal doch nicht völlig verstopft ist, auf ihren warmen Plätzchen flink ein Weltrühmchen erhaschen möchten. Da diese Anspielungen niemand versteht, halten alle den Redner für den Retter des Vaterlands und ahnen nicht, daß eine enttäuschte Frau hinter ihm steht, eine von jenen, die in der Politik schon einmal ohne Dank sich betätigt haben, als sie nämlich das Capitol retteten. Darum entschließt sich Mark Anton zu einer deutlicheren Sprache. Von einem der römischen Feldherren werde offiziell zugegeben, er habe seinen Burschen Lucius »unzüchtig berührt«. Solch beschönigender Darstellung gegenüber hält er es für seine Pflicht, nicht nur anzudeuten, sondern auszusprechen, was ist, und nachdem er in Parenthese bemerkt hat: »Nur berührt? Er hat ihn geküßt und versucht, ihm den Chiton herunterzureißen«, bekennt er sich zu einer Tat, auf die ein Repräsentant der Kultur seines Volkes wahrhaft stolz sein kann: »Mein Handeln hat das Verfahren gegen die Mißbraucher der Dienstgewalt, die Verführer junger Soldaten erwirkt. Durch Zeugen, die ich dem Gericht, als es mich vorlud, genannt habe, ist die Überführung gelungen. Von Dankbarkeit habe ich nichts gespürt«. Und leicht sei es ihm nicht geworden. Der Gedanke an das Schicksal dieser Männer (Männer?) ließ ihn »manche Nacht im Fieber«, das man ursprünglich für eine Begleitscheinung der Pleuritis hielt, »durchbeben; der grause, nie völlig wieder aus dem Hirn zu tilgende Gedanke, Menschenglück getötet, Kindern das Bild des Vaters verleidet zu haben. Doch mußte es sein. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat« ... Das Volk von Rom merkt sofort, daß man es hier mit

einem Willensmenschen von säkularer Größe zu tun habe, der aus freiem Antrieb die ganze Arbeit zu leisten imstande ist, für die ein Staatsanwalt bezahlt werden muß. Er kann sich gar nicht genug tun in der Anerkennung seines Verdienstes, in zwei flagranten Fällen ein Vergehen gegen das Strafgesetz nachgewiesen zu haben, nachdem in so vielen anderen Fällen bloß ein schäbiges normwidriges Empfinden und kein ausgewachsenes normwidriges Handeln an den Tag gekommen war. »Daß Zwei, die allzu lange auf fast unnahbar hoher Stelle gestanden hatten, vernichtet werden konnten und allen Soldaten von berufenen Warnern jetzt die Lebensgefahr der Männerlockung, Männerpaarung gezeigt wird, habe ich bewirkt!« — —

Fünfzehn Jahrhunderte später rief Hutten: »Ich habs gewagt!«, aber durch die Zeitalter schwoll das Pathos der sittlichen Überzeugung dermaßen an, daß es sich schließlich bei einem Berliner Publizisten, der sich sonst nur auf den alten Bismarck zu berufen pflegte, im Ausruf Luft machte: »Schon der alte Gehlsen hat gesagt, der Graf L. habe widernatürliche Unzucht mit Männern getrieben.« Deutschland stand damals auf der Höhe der kulturellen Entwicklung, die christliche Moral hatte seit der Pilatusfrage nach der Wahrheit ungeheure Fortschritte gemacht und war endlich bis zur Suche nach dem »Erweislich Wahren« im Geschlechtsleben des Nebenmenschen gelangt. Es war der Weg, an dessen Anfang die Worte »Es ist vollbracht!« und an dessen Ziel die Worte »Es ist erreicht!« standen.

Karl Kraus.

* * *

Menschenwürde ¹.

Die Stellung des Künstlers zur Menschheit ist noch immer nicht geklärt. Entweder ist ihre Würde in seine Hand gegeben oder es faßt ihn ihr ganzer Jammer an. Fühlt er aber die Identität dieser beiden Möglichkeiten, so macht er sich unmöglich. Ich habe mich viel und eingehend mit der Menschenwürde beschäftigt, habe in meinem Laboratorium die verschiedensten Untersuchungen darüber angestellt und muß bekennen, daß die Versuche in den meisten Fällen schon wegen der Schwierigkeit der Beschaffung des Materials kläglich verlaufen sind. Die Menschenwürde hat die Eigentümlichkeit, immer dort zu fehlen, wo man sie vermutet, und immer dort zu scheinen, wo sie nicht ist. Der Fähigkeit gewisser Tiere, die Gestalt lebloser Körper oder Pflanzen anzunehmen, welche man Mimikry nennt und die die Natur erfunden hat, damit sie ihre Verfolger zum Narren halten können, entspricht beim Menschen die sogenannte Würde. Er zieht ein Kleid an und stellt sich in Positur. Der Hauptmann von Köpenick aber war es, der dieser unterhaltlichen Schutzvorrichtung selbst wieder einen Possen gespielt und die menschliche Mimikry entlarvt hat; als er mit Würde daherkam, ergab sich die Würde, als er mit Trommeln und Pfeifen einzog, ging die Autorität flöten, und darum ist es begreiflich, daß er jetzt in einem Zuchthaus an der Schwindsucht sterben muß. Man sagt, er habe sich bloß den Scherz einer Verkleidung erlaubt; aber in Wahrheit hat er mehr getan, er hat die Verkleidung eines Ernstes enthüllt. Wenn ein Shakespearescher König wahnsinnig wird, so benützt er die Gelegenheit, um Weisheiten auszusprechen, die man ihm sonst übelnähme; man würde ihn für verrückt halten. Auch der Narr ihm zur Seite genießt die Vorteile seiner Stellung: nähme man ihn ernst, man ließe sich von ihm auch nicht die kleinste

¹ Aus dem 'Simplicissimus'. [KK]

Wahrheit gefallen. Er darf seinen König einen Narren nennen, der König darf die Behauptung wagen, daß man »dem Hund im Amt gehorcht«, und der Schuster in der Uniform kann beweisen, daß der Hund im Amt dem Schuster in der Uniform gehorcht. Einem Mann, der lange Zeit im Kostüm eines persischen Generals die höchsten Kreise einer Residenzstadt zu seinem eigenen Besten gehalten hatte, kam man endlich darauf, daß er eigentlich gar kein persischer General oder, wenn er einer sei, daß er noch avancieren müßte, um den Rang eines europäischen Korporals zu erreichen. Jener wahnsinnige König hat sofort die Wahrheit erkannt; denn er sagte: »Euch, Herr, halte ich als einen meiner Hundert; nur gefällt mir der Schnitt eures Habits nicht. Ihr werdet sagen, es sei persische Tracht; aber laßt ihn ändern.« Wenn er ihn nun ändern läßt und sich etwa zur Uniform des Schweizer Admirals aus »Pariser Leben« entschließen sollte, wird er darum nicht weniger beliebt sein. Die Menschenwürde, mag sie selbst als Takowa—Orden verliehen oder als päpstliche Jubiläumsmedaille um den Hals gehängt werden, sie gewährt in allen Formen Schutz vor Verfolgung und bringt den Respekt jener ein, die noch nicht auf die Idee verfallen sind, sie sich zu verschaffen. Die Würde, die das wahre Verdienst einst um den Vermittlungspreis bekam, ist jetzt unter dem Herstellungspreis zu haben. Vorbei die Zeiten, da ein Gregers Werle mit der idealen Forderung umherging, die Medaillen, die die Bahnhofportiers auf der Brust tragen, müßten revidiert werden. Heute schafft der Besitz die Berechtigung. Früher hatten die Hochstapler von der Dummheit gelebt; jetzt bereichert sich die Dummheit auf Kosten der Hochstapler und beutet sie in der rücksichtslosesten Weise aus. Denn die Menschenwürde verleitet zur Erzeugung falscher Ehrenzeichen und wenn der Schwindler eine Zumutung zurückweist, dem Dummen gelingt es stets noch, ihn zu überlisten. Vor allem aber wollen die Leute einen Titel hören, unter dem sie sich nichts vorstellen können. Man kann dem hochmütigsten Beamten den Fuß auf den Nacken setzen, wenn man ihm sagt: »Ich bitte mir diesen Ton aus, Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich Exhibitionist bin!« Die Menschenwürde hat die Eigenschaft, sich selbst so zu imponieren, daß sie sofort nachgibt, wenn sie aufgebeht. Ich kenne eine Stadt, in der sie an jeder Straßenecke solche Siege feiert. Auch dort hat jetzt Gottseidank ein Kutscher die gleichen politischen Rechte wie ein Baron, aber wenn er ihn zum Wahllokal befördert hat, so sagt er zu ihm: »Küß die Hand, Euer Gnaden!« Als der Staatswagen dahintorkelte, riß das Volk die Tür auf. Aber es stellte sich heraus, daß es nur Wagentürl—Aufmacher waren. Man fragte sie, was sie wollten, und sie sagten: »Euer Gnaden, wissen eh!« Sie wollten ein Trinkgeld, man gab ihnen die Menschenwürde, und sie brummen: »So a notiger Herr! ... « Ich habe eine wahre Hochachtung vor dem Menschenrechte der Freiheit, so sehr, daß ich der Freiheit das volle Recht auf die Menschen zuerkenne, die sie verdient. Ich habe eine unbegrenzte Ehrfurcht vor den politischen Rechten; wenn aber der Absolutismus des Trinkgelds nicht abgeschafft ist, so glaubt das Volk, ein Achtundvierziger sei die Rufnummer eines Fiakers, und ein Unnummerierter ist doch mehr. Ich kenne einen Hoflieferanten, der sich ins Privatleben zurückgezogen hat, nicht ohne daß ihm der Verkehr mit den hohen Herrschaften, die er bedient hatte, zu Kopf gestiegen wäre. Er benimmt sich noch heute in jeder Lebenslage so, als ob er eine Lieferung für die Königin von Hannover zu effektuieren hätte. Die geheimsten Wünsche und Beschwerden des Bürgerherzens kommen ans Tageslicht, und als er einmal in einem öffentlichen Lokal eines leibhaftigen Aristokraten ansichtig wurde, verbeugte er sich und rief: »Zu Füßen des Herrn Grafen, zu Füßen!« Es war mir wie die Vision eines unblutig niedergeworfenen

Aufstandes. Ein radikales Gemüt kann wieder auf Lebenszeit von einer Leitartikelphrase verwirrt werden. Ich glaube, daß die Politik immer entweder daran krankt, daß die Ideen aus kleinen Köpfen in kleinere Herzen oder aus kleinen Herzen in kleinere Köpfe übergehen. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, dann bekommt er die Masern, dann die Würde, und mit der weiß er schon gar nichts anzufangen. Ausgenommen, wenn er Kartellträger wird. Das ist nämlich die einzige Situation, in der der Philister herumgeht, als ob er der Mandatar der Vorsehung wäre. Weh dem, der ihn in dieser Würde nicht ernst nimmt, er erhebt sich, mit einem »Pardon, dann hab ich hier nichts mehr zu suchen!«, und das Protokoll, die Reinschrift der Würde, ist fertig. Wenn nicht hin und wieder ein Kommiss fixiert würde, wir wüßten nichts von den ehernen Gesetzen, die uns an das Schicksal binden. »Würde« ist die konditionale Form von dem, was einer ist. Wenn aber Würde nicht wäre, gäbs keine Würdelosigkeit. Sie provoziert die Gaffer, und wo Gaffer sind, stockt der Verkehr. Die Überwindung der Menschenwürde ist die Voraussetzung des Fortschritts. Ich habe sie in allen Situationen gesehen. Sie glaubte sich unbeobachtet, und ich sah, wie ein Kellner vor einem Trinkgeld, das ein Gast auf dem Tisch zurückgelassen hatte, sich verbeugte und »Ich danke vielmals« sagte. Ein anderes mal bemerkte ich, wie er sich bückte, um eines Kreuzers, der in einen Spucknapf gefallen war, habhaft zu werden. In einem doppelten Symbol faßte mich der Menschheit ganzer Jammer an. Wo ist die Menschenwürde? fragte ich. Jener verstand schlecht, glaubte, ich verlange eine abgegriffene illustrierte Zeitung, und sagte: Bedaure, sie ist in der Hand!

Karl Kraus.

* * *

Tagebuch.

Ich und meine Öffentlichkeit verstehen uns sehr gut: sie hört nicht, was ich sage, und ich sage nicht, was sie hören möchte.

*

Das Talent ist ein aufgeweckter Junge. Die Persönlichkeit schläft länger, erwacht von selbst und gedeiht darum besser.

*

Wenn ich sicher wüßte, daß ich mit gewissen Leuten die Unsterblichkeit zu teilen haben werde, so möchte ich doch eine separierte Vergessenheit vorziehen.

*

Ich bin jederzeit bereit, was ich einem Freunde unter dem Siegel tiefer Verschwiegenheit mitteile, zu veröffentlichen.

*

Geheimnisse vor Einzelnen müssen nicht Geheimnisse vor der Öffentlichkeit sein. Bei dieser sind sie besser aufgehoben, weil man hier selbst die Form der Mitteilung bestimmt. Wem die Form den Inhalt bedeutet, der gibt das Wort nicht aus der Hand. Er kann sich getrost Geheimniskrämerei oder äußerste Schamlosigkeit vorwerfen lassen, oder beides zugleich.

*

Ich kann mit Stolz sagen, daß ich Tage und Nächte daran gewendet habe, nichts zu lesen, und daß ich mit eiserner Energie jede freie Minute dazu benützte, mir nach und nach eine enzyklopädische Unbildung anzueignen.

*

Sittlichkeit hilft immer. Ein diebisches Dienstmädchen droht, sie werde der Polizei erzählen, daß die Dame Herrenbesuche empfangen, und entgeht der Anzeige. Die Moral ist ein Einbruchswerkzeug, das den Vorzug hat, daß es nie am Tatort zurückgelassen wird.

*

Wenn Frauen, die sich schminken, minderwertig sind, dann sind Männer, die Phantasie haben, wertlos.

*

Kosmetik ist die Lehre vom Kosmos des Weibes.

*

Die Frauen haben wenigstens Toiletten. Aber womit decken die Männer ihre Leere?

*

Nacktheit ist wahrhaftig kein Erotikum, sondern Sache eines Anschauungsunterrichts. Je weniger eine an hat, umso weniger kann sie der kultivierten Sinnlichkeit anhaben.

*

Kunstwerke sind überflüssig. Es ist zwar notwendig, sie zu schaffen, aber nicht sie zu zeigen. Wer Kunst in sich hat, braucht den stofflichen Anlaß nicht. Wer sie nicht hat, sieht nur den stofflichen Anlaß. Dem einen drängt sich der Künstler auf, dem andern prostituiert er sich. In jedem Fall sollte er sich schämen.

*

Auch mir wird manchmal Trost und Freude. Wenn mir nämlich einer schreibt, daß ich sie ihm bereitet habe.

*

Preußen: Freizügigkeit mit Maulkorb. österreich: Isolierzelle, in der man schreien darf.

*

Die Ratten verlassen das sinkende Schiff und haben sich vorher am Speck den Magen verdorben. Das gilt vom Anhang und vom Stil eines deutschen Publizisten.

*

Um Verwechslungen vorzubeugen, unterscheidet der Wiener: »išt« und »is«.

*

Deutsche Literaten: Die Lorbeern, von denen der eine träumt, lassen den andern nicht schlafen. Ein anderer träumt, daß seine Lorbeern wieder einen andern nicht schlafen lassen, und dieser schläft nicht, weil der andere von Lorbeern träumt.

*

Die Schauspielkunst sollte sich wieder selbstständig machen. Der Darsteller ist nicht der Diener des Dramatikers, sondern der Dramatiker ist der Diener des Darstellers. Dazu ist freilich Shakespeare zu gut. Wildenbruch würde genügen. Die Bühne gehört dem Schauspieler, und der Dramatiker liefert bloß die Gelegenheit. Tut er mehr, so nimmt er dem Schauspieler, was des Schauspielers ist. Die Dichtung, der das Buch gehört, hat seit Jahrhunderten mit vollem Bewußtsein an der Szene schmarotzt. Sie hat sich vor der Phantasiearmut des Lesers geflüchtet und spekuliert auf die des Zuschauers. Sie sollte sich endlich der populären Wirkungen schämen, zu denen sie sich herbeiläßt. Kein Theaterpublikum hat noch einen Shakespeare—Gedanken er-

faßt, sondern es hat sich stets nur vom Rhythmus, der auch Unsinn tragen, könnte, oder vom stofflichen Gefallen betäuben lassen. »Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, ist Tugend und Begriff«: damit kann ein Tragöde so das Haus erschüttern, daß jeder glaubt, es sei von Sophokles und nicht von Wenzel Scholz. Heil Alexander Girardi, der in der Wahl unliterarischer Gelegenheiten seine schöpferische Selbstherrlichkeit betont!

*

Auch der Maler ist auf der Bühne als eine dort nicht beschäftigte Person zu behandeln. Das literarische und malerische Theater ist ein amputierter Leichnam, dem betrunkene Mediziner den Arm eines Affen und das Bein eines Hundes angesetzt haben. Wenn auf der Bühne die Dichter und Maler hausen, dann bleibt nichts übrig, als Schauspielkunst in Bibliotheken und Galerien zu suchen. Vielleicht haben sie die Hanswurst der Kultur dort inzwischen eingeführt.

*

Endlich sollte einmal zu lesen sein: Die Ausstattung des neuen Stückes hat alles bisher Übertroffene geboten.

*

Man gewöhne sich daran, die Frauen in solche zu unterscheiden, die schon bewußtlos sind und solche, die erst dazu gemacht werden müssen. Jene stehen höher und gebieten dem Gedanken. Diese sind interessanter und dienen der Lust. Dort ist die Liebe ein Opfer; hier ein Akt der Feindseligkeit.

*

Mit Frauen muß man, wenn sie lange fort waren, Feste des Nichtwiedererkennens feiern.

*

Er hat sie mit Lustgas betäubt, um eine schwere Gedankenoperation an ihr vorzunehmen.

*

Ihr Gatte erlaubt ihr, Theater zu spielen — die Bohême hätte ihr nicht erlaubt, verheiratet zu sein. Also ist in der Gesellschaft noch immer mehr Freiheit als in der Bohême, die ihre unumstößlichen Gesetze hat.

*

Zwei haben nicht geheiratet und leben seit damals in einer Art gegenseitiger Witwerschaft.

*

Die Schätzung einer Frau kann nie gerecht sein; aber die Ober— oder Unterschätzung geschieht immer nach Verdienst.

*

Kann man aus der Büchse der Pandora auch eine Prise Schnupftabak nehmen? Wohl bekomm's, mein Freund!

*

Hysterische soll man vorsichtshalber vor einer Operation, die an einem andern ausgeführt wird, narkotisieren. Und um ihnen jeden Schmerz zu ersparen, auch vor einer Operation, die an dem andern nicht ausgeführt wird.

*

Was war doch der bayrische König, der allein im Theater saß, ein Freund der Geselligkeit! Ich würde auch selbst *spielen*.

*

Ich sehe durch ein Fenster und der Horizont ist mir durch ein Laffengesicht verlegt. Das ist tragisch. Ich habe nichts dagegen, daß es abscheuliche Gesichter gibt. Aber warum hat es die Natur mit den Gesetzen der Optik so

eingrichtet, daß ein vorgehaltener Spazierstock einen Menschen und — was schlimmer ist — ein Mensch einen Hintergrund verdecken kann? Wenn der optische Effekt eines Scheusals nur den Raum einnähme, den das Scheusal einnimmt, man könnte zufrieden sein. Aber er nimmt einen breiteren Raum ein. Das hat die Optik schlecht gemacht. Die Lichtstrahlen dienen nur der Vermehrung des Menschenhasses.

*

Höchster Überschwang der Gefühle: Wenn Du wüßtest, welche Freude Du mir mit Deinem Kommen bereitest — Du tätest es nicht, ich weiß, Du tätest es nicht!

*

Ich stehe immer unter dem starken Eindruck dessen, was ich von einer Frau denke.

*

Aller Spott über Schauspielereitelkeit, Applausbedürfnis und dergleichen ist philiströs. Die Theatermenschen brauchen den Beifall, um besser zu spielen; und dazu genügt auch der künstliche. Das Glücksgefühl, das mancher Darsteller zeigt, wenn ihm die applaudieren, die er dafür bezahlt hat, ist ein Beweis von Künstlerschaft. Kaum einer wäre ein großer Schauspieler geworden, wenn der Claquechef ohne Hände auf die Welt gekommen wäre.

*

Talent haben — Talent sein: das wird immer verwechselt.

*

Wenns die Religion gilt, so erzählt mir ein Orientreisender, gibts keinen Bakschisch. Im Abendland kann man das auch der liberalen Presse nachsagen.

*

Nicht Jeder, der von einer Frau Geld nimmt, darf sich deshalb einbilden, ein Strizzi zu sein.

*

Kein Zweifel, der Hund ist treu. Aber sollen wir uns deshalb ein Beispiel an ihm nehmen? Er ist doch dem Menschen treu und nicht dem Hund.

*

Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr ist eine Börsenusance.

*

Im Dunstkreis des Geschmacks jüdischer Anekdoten war der Selbstmord eine unbekannte Pointe. Soll die gute Gesellschaft den Glauben an ihre Lustigmacher verlieren? Sie sagten, er müsse die Tat in einem Anfall von Geistesgestörtheit begangen haben. Aber am Ende war sie in einem Anfall von geistiger Klarheit begangen. Die Lustigmacher überlegen sich manchmal anders. In solch einem könnte so viel Leben gewesen sein, daß er das eine unbedenklich hingeben durfte. Das heißt gewiß, ihn überschätzen; aber nicht jeder ist wert, überschätzt zu werden. Selbstmord kann das Aderlassen einer Vollblutnatur bedeuten. Die gute Gesellschaft, die der Lederbranche näher steht als dieser Auffassung, dürfte der ungünstigen Konjunktur die ganze Schuld geben. Ich habe ihn nur von fern gekannt, bin deshalb zum Urteil berufen. Sein Blick gefiel mir, denn der hatte nichts vom Krämer oder Kunden. Ich glaube, es war Einer, der dem Leben nichts herunterhandelt und dem es nichts herunterhandeln kann. Das schafft zu jeder Zeit glatte Rechnung. Es mag Lederhändler geben, die sentimentaler sind. Aber wenn es ein Ziel dieser schäbigen Tage ist, mit Ziegenhäuten Glück zu haben, so könnte sich schon einer, der kein Glück. damit hatte, der Betrachtung empfehlen. Und wer sich

so ruhig den Mund von den Genüssen des Lebens abwischt, um ihn für immer zu verschließen, hebt sich von den Tafelgenossen ab; und wer sich nur vom Gewimmel der Wohlhabenden unterschied, denen der Schneider die Kultur und der Sportlehrer die Persönlichkeit beibringt, den soll man sich merken. Überhaupt werde ich den Verdacht nicht los, daß einer schon ein Kerl sein muß, wenn ihn das heutige Leben zu Fall bringen soll. Was Feuer hat und einen leichten Zug, verbrennt. Nur Männer ohne Mark und Weiber mit Hirn sind der sozialen Ordnung gewachsen.

*

Daß eine Frau bei näherer Betrachtung verliert, ist ein Vorzug, den sie mit jedem Kunstwerk gemein hat, an dem man nicht gerade Farbenlehre studieren will. Nur Frauen und Maler dürfen sich untereinander mikroskopisch messen und ihre Technik prüfen. Wen die Nähe enttäuscht, der verdient es nicht besser. Solche Enttäuschungen lösen ihm die Rosenketten des Eros. Der Kenner aber versteht es, sie erst daraus zu flechten. Ihn enttäuscht nur die Frau, die in der Entfernung verliert.

*

Es kann aber eine Wohltat der Sinne sein, von Zeit zu Zeit einem komplizierten Räderwerk nahezustehen. Die anderen sehen nur das Gehäuse mit dem schönen Ziffernblatt; und es ist bequem, zu erfahren, wie viel's geschlagen hat. Aber ich habe die Uhr aufgezogen.

*

»Sich keine Illusionen mehr machen«: da beginnen sie erst.

*

Den Inhalt einer Frau erfaßt man bald. Aber bis man zur Oberfläche vordringt!

*

Man muß das Temperament einer Schönen so halten, daß sich Laune nie als Falte festlegen kann.

*

Das sind Geheimnisse der seelischen Kosmetik, deren Anwendung leider die Eifersucht verbietet.

*

Künstler haben das Recht, bescheiden, und die Pflicht, eitel zu sein.

*

Wenn der Dieb in der Anekdote stehlen geht, so hält ihm der Wächter das Licht. Eine solche Situation ist auch den Frauen nicht unerwünscht.

*

Wer nicht will, hat schon. Wer nicht will, wird erst. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen Mann und Weib.

*

Ihre Brauen waren Gedankenstriche — manchmal wölbten sie sich zu Triumphbogen der Wollust.

*

Unter Dankbarkeit versteht man gemeinhin die Bereitwilligkeit, lebenslänglich Salbe aufzuschmieren, weil man einmal einen Ausschlag gehabt hat.

*

Die Schriftgelehrten können noch immer nur von rechts nach links lesen; so kommt es, daß sie Leben als Nebel sehen.

*

Vervielfältigung ist insofern ein Fortschritt, als sie die Verbreitung des Einfältigen ermöglicht.

*

Es herrscht Not an Kommiss. Alles drängt der Sozialdemokratie und der Journalistik zu.

*

Der Zuhälter ist eine soziale Stütze der Frau. Verliert sie ihn, so kann es leicht geschehen, daß sie herunterkommt.

*

Nervenpathologie: Wenn einem nichts fehlt, so heilt man ihn am besten von diesem Zustand, indem man ihm sagt, welche Krankheit er hat.

*

»Der Besuch Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen in der Leipziger Zementindustrie in Markranstädt.« Oder: »Dr. Peters verläßt das Gerichtsgebäude« oder »Präsident Roosevelt auf dem Wege ins Weiße Haus«. Was immer es vorstellen mag, die Leute sehen aus, als ob sie nach mehrmonatiger Bettlägerigkeit die ersten Gehversuche machten. Und der Adjutant sieht dem König von Sachsen dabei genau auf die Füße und sagt: Eins, zwei, Majestät, eins, zwei, immer los, immer rin ins Vergniechen! Es wird schon gehen! (Er könnte auch vade—mecum, vade—mecum sagen, wie einst der sächsische Justizrat, der die Villa der Louise umschlich.) Und das deutsche Volk freut sich an dem Schauspiel, das in Wahrheit auf einer groben Fälschung beruht. Es mag ja interessant sein, zu sehen, wie die interessanten Leute gehen. Aber dann halte man sich an den Kinematographen. Ein einzelnes Momentbild zeigt nicht, wie der König von Sachsen geht, sondern bloß, daß sein Schuh eine Sohle hat. Das zu wissen, scheint freilich für das deutsche Volk auch wichtig zu sein.

*

Wenn ein Priester plötzlich erklärt, daß er nicht an das Paradies glaube und daß er diese Erklärung niemals widerrufen werde, dann ist die liberale Presse begeistert, deren Redakteure sich bekanntlich auch nicht ihre Überzeugung nehmen lassen. Aber würde nicht doch ein Verlegerpapst seinen Angestellten sofort a divinis entheben, der sich einfallen ließe, vor den Lesern zu bekennen, er glaube an das Paradies? Es ist der widerlichste Anblick, den die Neuzeit bietet: ein vernunftbesessener Priester von Preßkötern umheult, denen er Adams Rippe zuwirft.

*

Die Modernisten sind die einzigen strenggläubigen Katholiken, die es noch gibt. Sie glauben sogar, daß die Kirche an die Lehren glaubt, die sie verkündet, und glauben, daß es auf den Glauben derer ankomme, die ihn zu verbreiten haben.

*

Die Orthodoxie der Vernunft verdummt die Menschheit mehr als jede Religion. Solange wir uns ein Paradies vorstellen können, geht es uns immer noch besser, als wenn wir ausschließlich in der Wirklichkeit einer Redaktion leben müssen. In ihr mögen wir die Überzeugung, daß der Mensch vom Affen abstammt, in Ehren halten. Aber um einen Wahn, der ein Kunstwerk ist, wär's schade.

*

Kompilatoren sind Wissenschaftlhuber.

*

Besser, es wird einem nichts gestohlen. Dann hat man wenigstens keine Unannehmlichkeiten mit der Polizei.

*

Ein Mann, dem in einem öffentlichen Lokal ein Winterrock abhanden kam, mußte oft zur Behörde. Der Beamte sagte zu ihm: »Beschreiben Sie den Täter!« Hat man das notwendig?

*

Das Wesen der Prostitution beruht nicht darauf, daß sie sich gefallen lassen müssen, sondern daß sie sich mißfallen lassen können.

*

Nur der liebt eine Frau wahrhaft, der auch eine Beziehung zu ihren Liebhabern gewinnt. Im Anfang bildet das immer die größte Sorge. Aber man gewöhnt sich an alles, und es kommt die Zeit, wo man eifersüchtig wird und es nicht verträgt, wenn ein Liebhaber untreu wird.

*

Die Frau spürt die Schmerzen nicht, die der Mann ihr zufügt. Der Mann sogar die.

*

Ein Dichter, der liest. Ein Anblick, wie ein Kellner, der speist.

*

Er beherrscht die deutsche Sprache — das gilt vom Kommis. Der Künstler ist ein Diener am Wort.

*

Zu seiner Belehrung sollte ein Schriftsteller mehr leben als lesen. Zu seiner Unterhaltung sollte ein Schriftsteller mehr schreiben als lesen. Dann können Bücher entstehen, die das Publikum zur Belehrung und zur Unterhaltung liest.

*

»Ich war gestern in Melk — das war a Wetter«, sagt einer plötzlich auf der Eisenbahn zu mir. »Der Eder soll g'storben sein, der kaiserliche Rat«, sagt einer plötzlich vom Nebentisch zu mir. »Großer Mann geworden!« sagt einer in etwas anderm Tonfall plötzlich auf der Elektrischen zu mir und zeigt nach einem, der soeben ausgestiegen und auf dessen Bekanntschaft er offenbar stolz ist., Ich erfahre also, ohne daß ich es verlangt habe, was im Innersten dieser Zeitgenossen vor sich geht. Daß ich ihre äußere Häßlichkeit schaue, genügt ihnen nicht. In den fünf Minuten die wir die Lebensstrecke miteinander gehen, soll ich auch darüber unterrichtet werden, was sie bewegt, beglückt, enttäuscht. Das, und nur das ist der Inhalt unserer Kultur: die Rapidität, mit der uns die Dummheit in ihre Wirbel zieht. Auch wir sind von irgend etwas bewegt: aber hast du nicht gesehn sind wir in Melk, an der Bahre des Eder, in der Karriere des großen Mannes. Nie würde unsereinem eine ähnliche Wirkung auf den Nebenmenschen gelingen. Ich bleibe gebannt stehen, weil die Sonne blutrot untergeht wie noch nie, und einer bittet mich um Feuer. Ich beschäftige mich gerade mit dem Problem der Gedankenübertragung, und hinter mir ruft's: »Fia—ker!« Solange ein Heurigenwirt und ein Schuster Plakate bleiben, wäre das Leben erträglich. In Gottesnamen, prägen wir uns ihre Gesichter ein! Aber plötzlich stehen sie vor uns, legen die Hand auf unsere Schulter und wir brechen zusammen wie Don Juan, wenn die Statue lebendig wird.

*

Mein Wunsch, man möge meine Sachen zweimal lesen, hat große Erbitterung erregt. Mit Unrecht; der Wunsch ist bescheiden. Ich verlange ja nicht, daß man sie einmal liest.

Karl Kraus.



Eulenburg.

»Jetzt wird es niemand mehr wagen, zu sagen, daß ich nichts gewußt habe!« Aus einem Münchener Gerichtszimmer rief er es sieghaft in die Welt. Ja, er hat etwas gewußt! Im Jahre 1883 hat der Fürst Eulenburg am Starnbergersee mit einem Fischerknecht — er hats gewußt! Ihr glaubt, daß er aufs Geratewohl die politische Gefahr an die Wand gemalt habe? Er hats gewußt! Er, der alles weiß, sollte nicht gewußt haben, daß im Jahre 1883 am Starnbergersee —? Er hats *gewußt!* In Deutschland ist alles erweislich wahr, fest steht und treu die Wacht am Bett, und es braust ein Ruf wie Donnerhall: *Er hats gewußt!* ... Und nicht dieser Herr Maximilian Harden, sondern der Fürst Eulenburg ist fertig. Nicht jenen, diesen richtet die Leitartikelwelt. Er hat zwar in einem abgekarteten Gerichtsverfahren nicht Gelegenheit bekommen, als Zeuge seine Kindheitserinnerungen zu fatieren. Aber es besteht die Hoffnung, ihn für meineidig zu erklären. Es war ein Gerichtsverfahren, in dessen Verlauf der Vorsitzende vor den journalistischen Vertretern der ausgeschlossenen Öffentlichkeit das Wort sprach, diese Verhandlung werde »ein Markstein für Herrn Harden bleiben«. Es war ein Gerichtsverfahren, an dessen Schluß ein Angeklagter seinen Stolz bekannte, im Falle der Verurteilung »dem Rechte zum Siege verholfen zu haben«. Der Beleidigte und der Beleidiger gingen versöhnt in den Gerichtssaal, beide priesen die Objektivität des Vorsitzenden, der gegen einen abwesenden Fürsten, also tatsächlich ohne Ansehen der Person, verhandelte, und es kam ein ehrenvoller Ausgleich zustande, indem der Beklagte vorweg darauf verzichtete, die Bestechung des Herrn Harden zu beweisen, wogegen sich dieser bereit erklärte, in vollem Umfang den Beweis für die Päderastie des Fürsten Eulenburg zu führen. Und als der Fischerknecht sprach, »standen alle Zuhörer unter dem tiefen Eindrucke dieser sich dramatisch abspielenden Szene, und lebhaftere Bewegung gab sich kund«. Aber die Spannung der zwischen Mark— und Bernstein spielenden Aktion löste sich in der frohen Hoffnung auf, den Fürsten Eulenburg wegen Meineids belangen zu können ... Denn er hätte vor dem Berliner Landgericht bekennen sollen: Ja, ich gebe zu, daß im Jahre 1883 die Hose des Fischers Ernst einen Eindruck auf mich gemacht hat. Er schwor ausdrücklich, er habe »keine Schmutzereien« begangen, und dieser Aussage steht der Eid des Fischers Ernst gegenüber, Eulenburg habe mit ihm »Lumpereien« getrieben. Ein erkenntnisvoller Druckfehler in einer Wiener Zeitungsdepesche sagte sogar, der Fürst Eulenburg sei in München »der Sexualität beschuldigt« worden. Wahrhaftig, das kann in Deutschland heute jedem passieren. Jeder Sexualakt, auch der normalste, hat dort Meineid, Zuchthaus, Mord und Tod zur Folge. Die Verheerungen sind fürchterlich. Ganze Städte sterben aus, wenn einer einmal in ein unrechtes Bett gestiegen ist. Dort ist Sodom auf den Kopf gestellt; denn es wird zerstört, wenn auch nur einer gesündigt hat. Denn dort ist es erlaubt, vor Gericht den Sexualakt nach Art, Richtung und Intensität zu beweisen. In anderen Staaten gäb's in solchen Prozessen über einen lumpigen oder schmutzigen Eingriff ins Privatleben keine Zeugenaussagen. Oder die

Zeugen dürften sich der Aussage entschlagen. Hätte sich freilich der Fürst Eulenburg in Berlin der Aussage entschlagen dürfen, so wäre der Eindruck für ihn ebenso »vernichtend« gewesen. Darum tritt immer klarer die abgrundtiefe Schmach einer Kriminalität zutage, die den Wahrheitsbeweis für Niederträchtigkeiten zuläßt, wie sie Herr Harden verübt hat. *Gegenüber einer Kriminalität, die die Helferin der niederträchtigsten Niedertracht ist, jener, die an den Sexus greift, erscheint der Meineid als eine aus tiefster Ethik begründete Notwehr.* Denn wenn ein Erpresser in Deutschland von einer verheirateten Frau schreibt, sie habe ein Verhältnis mit einem Offizier, so muß der Offizier unter Eid darüber aussagen. Sagt er die Wahrheit, so muß er sich erschießen. Sagt er die Unwahrheit, so muß er sich erschießen. Der Fischerknaube vom Starnbergersee ist inzwischen Großvater geworden, nützt nichts, er muß zugeben, daß er im Jahre 1883 —. Und der Fürst Eulenburg, der es nicht zugegeben hat, ist vor der im Rotationslärm triumphierenden Sittlichkeit schon heute ein gerichteter Mann. Herr Harden aber geht seiner »Rehabilitierung« entgegen. Denn es stellt sich heraus, daß er etwas gewußt hat. Der Kürrassier Bollhardt — nun, da konnte die deutsche Kultur zweifeln. Aber der Fischer Ernst und der Milchhändler Riedl? Zwar, wer zuverlässiger ist, weiß man noch nicht, aber jedenfalls sind die Deutschen wieder einmal froh, daß sie zwei solche Kerle haben. Ich selbst muß zugeben, daß ich immer gefürchtet habe, Herr Harden werde nichts beweisen können. Jetzt da er daran ist, etwas zu beweisen, und jeder Drohung auch wirklich die Enthüllung folgen läßt, sage ich: Wenn Deutschlands Dichter und Denker nach dieser Münchener Affäre, durch die es Herrn Maximilian Harden gelungen ist, die sexuellen Regungen des Fürsten Eulenburg aus dem Jahrgang 1883 vor Gericht zu stellen, wenn sie jetzt noch einmal die Feder in die Hand nehmen sollten, um einen Kulturträger zu verherrlichen, dann ist ihre Hand von ihrer Feder beschmutzt, man würde diese verachten und jene nicht mehr ergreifen! Wer in dem Ekel dieser Wahrheitsforschung nicht erstickt, wer es nicht fühlt, daß hier die Gemeinheit in dem Maße wächst, in dem sie die Wahrheit sagt, und daß auf geschlechtlichem Gebiete »Lumpereien« oder »Schmutzereien« nie der Täter und stets der Enthüller begeht, wer auch jetzt noch den hosenlatzspähenden Nachbarn für einen Feuergeist, den Nachtopfgucker für einen Übermenschen, den Verbündeten der Todfeindin unserer Freiheit, der Sexualmoral, für einen Vorkämpfer deutscher Kultur hält, den verachte ich tiefer als Herrn Maximilian Harden. Und dem deutschen Volk, das Gottes Wunder preist, weil die Wahrheit endlich ans Licht kommt, und das nicht ermüdet, die Dinge zu erfahren, über die es sich entrüsten kann, stelle ich eine neue Nationalhymne zur Verfügung:

Lieb Vaterland, halt hoch den Kopf,
Fest steht und treu die Wacht am Topf!
Durch Nacht zum Licht, man prüft und sagt:
Ich habs gewagt!

Nun sind es fünfundzwanzig Jahr,
Und doch ist es erweislich wahr!
Es braust ein Ruf aus Heldenbrust:
Ich habs gewußt!

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**